

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Der Raw

Ehrmann, Herz

Frankfurt am Main, 1914

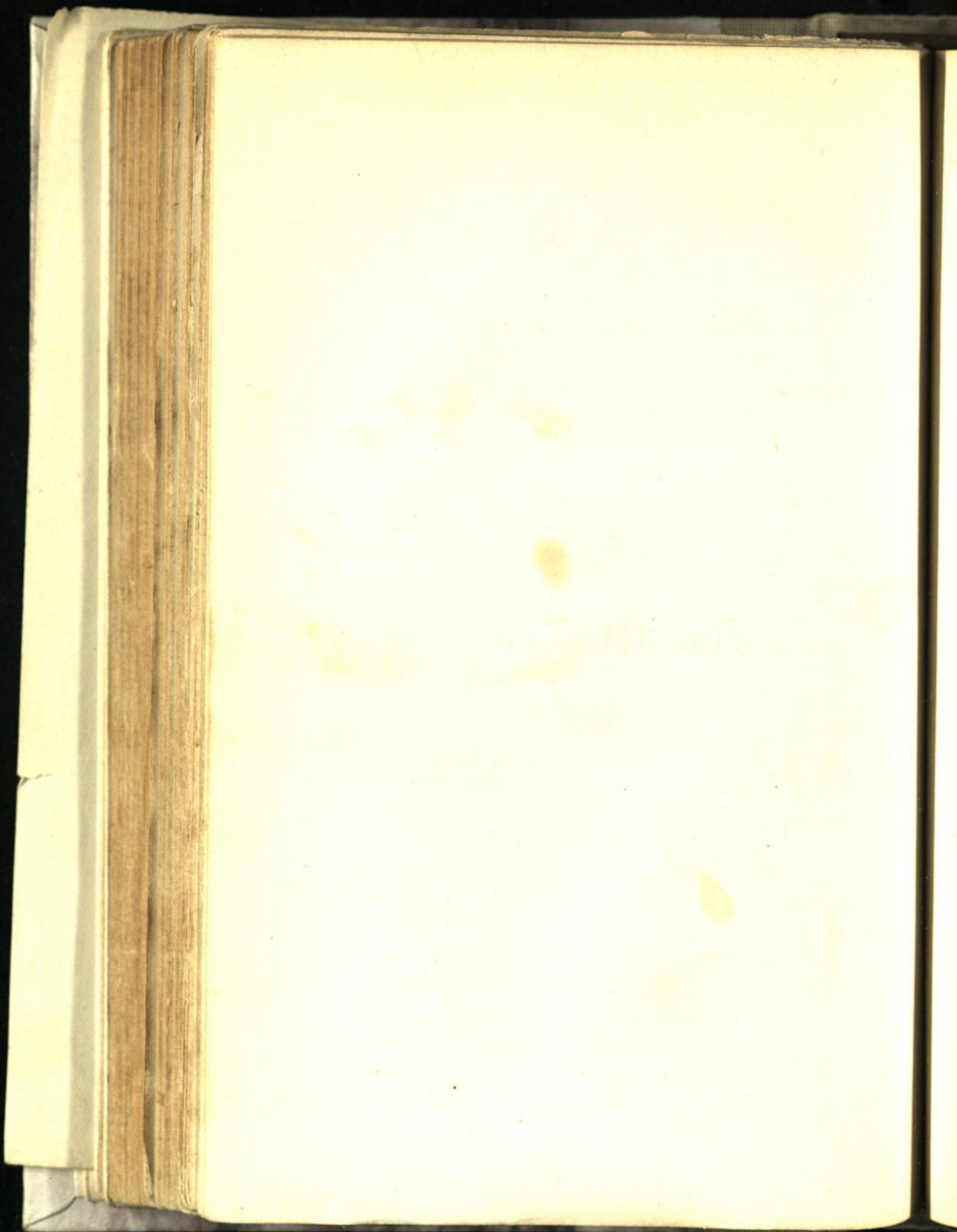
Zweiter Teil

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6032



Zweiter Teil.





XXI.

Die Wirksamkeit des Raw in den nun folgenden ruhigeren Jahren beschränkte sich nicht auf seine Lehrtätigkeit und auf die Propaganda zur Ausbreitung des Chassidismus. Sein edles, jedes Weh seines Volkes teilendes Herz trieb ihn oft hinaus in weite Fernen, um Notleidenden ihr Schicksal zu mildern, sobald eine Nachricht von ihrem schweren Geschick zu ihm gedrungen war. Seiner Tätigkeit für die Armen des heiligen Landes wurde bereits wiederholt gedacht. Er hat Jahrzehnte lang so große Summen für diesen Zweck gesammelt daß seine Gegner daraus die Verdächtigung schmiedeten, als unterstütze er mit diesen Geldern den Sultan, der damals mit Rußland Krieg führte. Gegen diese Verleumdung hatte er sich vor Gericht zu rechtfertigen, was ihm auch vollständig gelang. Schwerer traf ihn aber die Verkennung, welche ihm von den eigenen Gefinnungsgenossen im heiligen Lande widerfuhr, indem sie ihn auf Grund von Zwischenträgereien beschuldigten, daß er die eingegangenen Gelder nach Willkür verteilte. Es gelang den Unzufriedenen im heiligen Lande auch das Ohr angesehenen Männer in Rußland für diese Verdächtigung zu gewinnen, und sie führte dazu, daß es zwischen dem Raw und einigen seiner bewährtesten, langjährigen Freunde zum Bruche

kam, obwohl er den ganzen Sachverhalt über allen Zweifel klar stellte.

Auch seine Lehrweise, besonders seine Popularisierung der Kabbala, um sie allen Kreisen zugänglich zu machen, fand bei vereinzelt Gefinnungsgenossen entschiedene Gegnerschaft. Er suchte diese persönlich auf, um sein Vorgehen zu rechtfertigen, jedoch nicht immer mit dem gewünschten Erfolg. So finden wir den Raw in den letzten zehn Jahren seines Lebens vielfach auf Reisen, die ihn auch wiederholt nach Petersburg führten. Er war dann immer der Gast seines Freundes Rabbi Mordochai Viesler und war dort auch mehrere Male mit dem Obersten Dundukoff zusammengetroffen. Durch Vermittelung des letzteren war es dem Raw schon wiederholt gelungen, die zuständigen Ministerien für verfolgte, durch die Ungunst der Zeit hart bedrängte Glaubensgenossen zu interessieren und ihr Schicksal zu mildern.

Es war Ende des Jahres 1810. Rabbi Mordochai Viesler hatte vor drei Tagen von dem Raw, der auf einer größeren Reise begriffen war, einen Brief erhalten, in der er ihm seinen Besuch für die nächsten Tage ankündigte. Das war eine Freudenbotschaft für das ganze Viesler'sche Haus. Wenn der Czar selber Rabbi Mordochai mit seinem Besuch beehrt hätte, die freudige Erregung, mit der alle Vorbereitungen getroffen wurden, um das Haus für einen würdigen Empfang in Stand zu setzen, hätten nicht größer sein können, als wenn es sich um den Besuch

dieses Geistesfürsten handelte. Der Hausherr hatte schon zum hundertvierten Male selber alle Räume des geräumigen gastlichen Hauses durchschritten, um sich persönlich zu überzeugen, daß alles genügend vorbereitet sei und war eben nach einer Inspektion der Küche wieder in sein Wohnzimmer zurückgekehrt, als ein mit drei Rossen bespannter Schlitten vorfuhr. Rabbi Mordochai sprang ans Fenster — das war der Raw nicht. Ein höherer Offizier, wie sie vielfach im Viefler'schen Hause geschäftlich verkehrten, sprang elastischen Schrittes aus dem Schlitten und eilte die Treppe hinauf und zwar so rasch, daß Viefler nicht mehr Zeit hatte, sich in sein Bureau zu begeben. Er empfing ihn daher in seinem Wohnzimmer.

„Habe ich die Ehre, Herrn Viefler zu sprechen? Mein Name ist Graf Speranski, Major im Garderegiment S. Majestät.“

„Seien Sie mir herzlich willkommen! Mein Name ist Viefler; womit kann ich Ew. Wohlgeboren dienen?“

„Ich komme direkt vom Kriegsministerium und bin beauftragt, die 52000 Rubel in Empfang zu nehmen, die ursprünglich dem Obersten Tschernitschew nach Paris geschickt werden sollten. Dieser ist jedoch seit gestern selber in St. Petersburg und kann daher den Betrag hier in Empfang nehmen.“

„Das Geld steht bereit und kann Ew. Wohlgeboren sofort ausgezahlt werden. Darf ich um

eine Legitimation Ew. Wohlgeboren zur Erhebung des Geldes bitten?"

„Was, Legitimation? Trauen Sie einem Major à la suite nicht, der hier im Auftrage des Kriegsministeriums vor Ihnen steht?“ fragte der Offizier erregt.

„Euer Wohlgeboren genießen mein volles Vertrauen derart, daß ich Ihnen jeden Betrag geben würde, den Sie persönlich für sich selber verlangen. Aber bei Geldern für das Kriegsministerium und besonders bei Beträgen, die so diskreten Zwecken dienen, wie in vorliegendem Falle, bin ich an meine Instruktion gebunden.“

„Also Sie halten mich für einen Betrüger.“

„Nichts weniger als das, aber Ew. Wohlgeboren werden es doch begreiflich finden, daß man nicht Jemandem 52 000 Rubel ohne Legitimation auszahlt, den man heute zum ersten Male sieht. Etwas anderes wäre es, wenn der Herr Kosakenoberst Tschernitschew, der mir seit einer Reihe von Jahren persönlich bekannt ist, selber das Geld erheben würde, wie er es wiederholt getan hat. Aber auch ihm habe ich geringere und höhere Beträge niemals ohne Empfangsbescheinigung seitens des Kriegsministeriums ausgezahlt.“

„Sie behaupten, daß Sie mich nicht kennen, daß Sie mich niemals gesehen haben, aber ich möchte das entschieden bezweifeln. Wir haben uns schon wiederholt gesehen und gesprochen.“

„Das Geschlecht der Grafen Speranski ist mir in rühmlichster Weise bekannt, aber ich hatte

nie die Ehre, mit einem seiner Mitglieder persönlich zu verkehren."

"Sehen Sie mich doch einmal recht genau an und suchen Sie ein wenig in Ihren Erinnerungen."

"Ich kann Ew. Wohlgeboren nur wiederholen, daß Hochdieselben mir gänzlich unbekannt sind."

Die Unterhaltung war bisher in russischer Sprache geführt worden. Plötzlich begann der Graf in jüdischem Jargon:

"Reb Mordche, Ihr kennt mich take (wirklich) nit?"

Der Angeredete erbleichte. Wenn der hohe Militär ein Jude war, so mußte er getauft sein, denn sonst wäre es nicht möglich, daß er einen so hohen militärischen Rang bekleidete. Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück und gab sich gar keine Mühe, das peinliche Gefühl zu unterdrücken, das die Anwesenheit eines Abtrünnigen bei ihm hervorgerufen hatte. Sein Partner war Menschenkenner genug, um die Situation vollständig zu erfassen und fuhr fort:

"Ein Meschumed (Abtrünniger) bin ich nicht, aber ich bin auch kein Graf und kein Offizier. Ich bin nur in dieser Vermummung vor Euch hingetreten, um mich zu überzeugen, ob man mich darin erkennt oder nicht. Wenn ein treuer alter Freund, wie Ihr es seid, mich nicht mehr kennt, dann kann ich mich ruhig in diesem Anzug nach Wilna wagen, wo ich dringend zu tun habe."

„Nach Wilna?“ fragte Diefler.

„Nach Wilna, dort haben wir uns vor ungefähr neun Jahren zum letzten Male gesprochen. Ihr kennt mich noch immer nicht?“

Diefler starrte seinen Gast verständnislos an, aber dieser fuhr fort:

„Denkt Ihr noch an den Neemon (Synodus) der Kehilla (Gemeinde), an — —“

„Ribbaunau schel Aulom!“ (Herr der Welt) schrie Rabbi Mordochai, „Reb Moscheh Meisels! Ihr seids? Jetzt kenne ich Euch wieder. Scholaum Alechem (Friede mit Euch) in meinem Hause und seid tausendmal mauchel (verzeiht), wenn ich Euch auch nur einen Augenblick unschuldig im Verdacht hatte, Ihr wäret, Gott behüte, ein Meschumed.“

Rabbi Mordochai sprach dann laut den Segensspruch, der für das Wiedersehen mit einem Freunde nach langer Trennung vorgeschrieben ist, und Rabbi Moscheh Meisels bestätigte diesen Segen mit innigem Amen. Dann sagte er:

„Ihr braucht Euch nicht zu entschuldigen; Euer Verdacht galt nicht mir, er galt dem Grafen und Stabsoffizier, den Ihr in mir zu sehen glaubtet. Wie glücklich Ihr mich macht durch Euren Verdacht und durch die Gewißheit, die ich daraus schöpfe, daß mich niemand in dieser Uniform als Moscheh Meisels kennt, das könnt Ihr jetzt nicht wissen, aber Ihr sollt's noch erfahren.“

„Ihr habt mir viel zu erzählen, wie es Euch seit Eurer Flucht aus Wilna gegangen ist, wieso

Ihr im Kriegsministerium so hoch in Ansehen steht, daß Ihr über Tschernitschew und seine Bezüge so genau unterrichtet seid, denn das sind doch die geheimsten Geheimnisse, in die nur wenige eingeweiht sind, und von welchen ich selbst nichts weiß, als die großen Summen, die durch mich zur Auszahlung gelangen. Das alles und noch viel mehr müßt Ihr mir erzählen. Aber zuerst kommt zu Tisch und seid mein Gast, so lange Ihr in St. Petersburg seid."

"Eure Einladung zum Essen nehme ich dankbar an. Ich bin schon vier Tage in Petersburg und habe aus Furcht erkannt zu werden mit keinem Juden hier verkehrt. Dadurch lebe ich während meines ganzen Hierseins von Brot und Tee. Wohnen kann ich jedoch nicht bei Euch; ich wohne im Palais des Grafen Speranski, dessen Majorsuniform ich hier trage. Aber bevor ich esse, will ich Euch sagen, was ich eigentlich von Euch will."

"Kommt nur mit ins Speisezimmer, Ihr könnt mir während des Essens alles sagen."

"Ich werde keinen Bissen über die Lippen bringen, bevor ich Euch mein Anliegen mitgeteilt habe. Könnt Ihr mir einen Rat geben, wo und wann ich den Kaw sprechen kann? Ich habe in den letzten Jahren den Briefwechsel mit ihm aufgeben müssen. Es ist immer, aber besonders in der gegenwärtigen Zeit, äußerst gefährlich, irgend etwas, was diskreter Natur ist, der Vermittlung durch die Post anzuvertrauen. Deshalb habe ich dem Kaw schon lange nicht

mehr geschrieben. Ob es der Raw ebenso gehalten hat, oder ob seine Briefe aufgefangen worden sind, weiß ich nicht. Ich kann ihn an seinem Wohnort nicht aufsuchen ohne fürchten zu müssen, von irgend einem seiner Umgebung erkannt zu werden."

"Wenn Ihr in dieser Uniform nach Vadi kommt, ohne Euren früheren Vollbart, nur mit dem militärischen Schnurrbart, wie Ihr hier vor mir sitzt, dann kennt Euch keine Seele in Vadi, am allerwenigsten Eure Feinde, ihr Haß macht sie blind. Ich möchte bezweifeln, daß der Raw selber Euch wiedererkennt."

"Der Raw? Seid mauchel, da seid Ihr doch sehr im Irrtum. Er würde mich um Mitternacht ohne Licht wiedererkennen. Wenn meine Feinde solche Augen hätten wie der Raw — hundertundzwanzig Jahre sollen sie noch leuchten — ich würde es nicht gewagt haben, über die russische Grenze zurückzukommen. Aber nach einer kleinen Stadt wie Vadi kann ich nicht in Majorsuniform kommen, ohne Aufsehen zu erregen und unsere Gefinnungsgenossen dort unnützerweise zu erschrecken. Ihr erster Gedanke wäre, daß es sich um eine Wiederverhaftung des Raw handle; das geht nicht. — Zudem höre ich auf Umwegen, daß der Raw in den jüngsten Jahren viel auf Reisen ist und oft Monate lang nicht nach Vadi kommt."

"Wie lange gedenkt Ihr Euch in Petersburg aufzuhalten?"

"Ich weiß es selber nicht, das hängt von

Umständen ab, die nicht in meiner Hand liegen. Acht Tage jedenfalls, dann muß ich per Courrier nach Paris zurück."

"Ihr wohnt in Paris? Dort könnt Ihr den Raw jedenfalls nicht treffen. Aber Ihr könnt es leichter haben. Ich erwarte den Raw täglich, ja sozusagen stündlich hier. Er hat mir seine Ankunft schon vor einigen Tagen angezeigt, und als Ihr soeben hier vorgefahren seid, glaubte ich, daß es der Raw sei und war sehr enttäuscht, als es nur ein hoher Militär war. Nun sehe ich doch, daß die Enttäuschung nicht so berechtigt war, als ich anfänglich glaubte", fügte er lächelnd hinzu.

"Ihr könnt in diesem Augenblick nicht ermessen, wie mich Eure Mitteilung beglückt und wie ich Euch dadurch zum Dank verpflichtet bin, ja ich glaube, der Czar und ganz Rußland sind Euch zu großem Dank verpflichtet. Ich staune die göttliche Fügung an, die mich in Euer Haus geführt hat und mich dort die Erfüllung meines angelegentlichsten Wunsches finden läßt."

"Wenn Ihr Euch wirklich mir zum Dank verpflichtet glaubt, so darf ich jetzt auch die Erfüllung meiner Bitte erwarten, daß Ihr mir nämlich zu Tisch folgt. Ihr genießt schon dann das Gechus (Verdienst) des Raw, denn die Mahlzeit ist für ihn hergerichtet."

"Jetzt folge ich gern Eurer Einladung, aber nehmt noch aus Eurer Bernstube irgend ein Gefer (Buch) mit, ich habe schon länger als 14 Tage nicht mehr ordentlich gelernt "

„Das ist nicht nötig, ich habe in meinem Speisezimmer einen großen Schrank mit Seforim (Büchern) stehen; aber zunächst müßt Ihr etwas richtiges essen und dann müßt Ihr mir zuerst erzählen, wieso Ihr nach Paris, nach Petersburg und zum Grafen Speranski kommt. Das sind ja lauter Nijsim Wenisfloaus (Zeichen und Wunder), an die ich nicht glauben könnte, wenn sie mir ein anderer erzählen würde.“

XXII.

Als der erste Gang am Diefler'schen Tisch vorüber war, wiederholte der Wirt seinem Gaste die Bitte, ihm seine Begegnisse zu erzählen. Doch dieser lehnte es ab. Es wäre unvorsichtig, meinte Rabbi Moscheh Meisels, bei Tisch über dieses alles zu sprechen, mit Rücksicht auf die ein- und ausgehende Dienerschaft, der es ohnedies schon wunderbar genug vorkommen mag, daß ein Stabsoffizier hier zu Tisch ist, sich wäscht, die vorgeschriebenen Brochos (Segenssprüche) betet und seine schwere Dienstmütze mit einem Sammetkappchen vertauscht hat. Diese hören gewiß mit allen Ohren hin, um irgend ein Wort unserer Unterhaltung aufzuschnappen, das dann ihre Phantasie nach Belieben weiter ausspinnt. Nachher beim Tee und einer Pfeife Tabak stehe er gern zur Verfügung. Es sei doch besser, bei Tisch etwas zu lernen, er möge einmal die Gemoro Gittin (Name eines Talmud-Traktats) hergeben, diese habe er kurz vor seiner Abreise aus Paris gelernt und da sei ihm eine schwie-

rige Stelle aufgestoßen, über die er nicht hinwegkomme, es fehle ihm auch dort an den erforderlichen Geseorim, um sich bei ihnen Rats zu holen.

Raum hatte Meisels diese Worte halblaut gesprochen, als ein während des Gesprächs eingetretener Diener unaufgefordert an den Bücherschrank eilte und den gewünschten Band vor den Gast hinlegte. Wirt und Gast wechselten einen verständnisvollen Blick. Es war also keine vage Vermutung, daß der Dienerschaft kein Wort der Unterhaltung verloren ging. Meisels trug nun seine Frage vor, die von großer Belesenheit und ungewöhnlichem Scharfsinn zeugte. Rabbi Morochai und sein Gast vertieften sich in das Problem und hatten daher kein Auge mehr für den Diener. Dieser trat wieder an den Schrank, holte einen großen Folianten und legte ihn dann geöffnet vor seinen Herrn mit den Worten:

„Der Mischne la Melech (Name eines berühmten Kommentars) fragt die Kaschjo (Frage) und gibt einen sehr guten Teruz (Antwort).“

Beide überzeugten sich von der Richtigkeit der Angabe und Meisels fragte:

„Habt Ihr vielleicht einen Talmud Jeruschalmi zur Hand?“

„Hier im Schrank ist keiner, aber ich werde ihn sofort aus der Vernstube holen“, erwiderte der Diener und verließ das Zimmer.

„Ich habe vorhin beim Eintritt Euren Geseorimschrank hier durchgesehen und bemerkt, daß kein Talmud Jeruschalmi darin ist“, bemerkte

Rabbi Moscheh. „Deshalb habe ich ihn verlangt, damit uns Euer Diener einen Augenblick verläßt. Das ist ja ein merkwürdiger Mann, der muß ein ganz ungewöhnlicher Talmid Chochom (Thoragelehrter) sein. Und wenn der Diener so groß in der Thora ist, wie muß es erst der Herr sein!“

„Das ist ein falscher Kal Wochaumer (Folgerung), ich reiche bei weitem nicht an sein Wissen heran. Er ist ein langjähriger Schüler des Raw. Wir lernen jeden Abend zusammen und ich muß jedesmal sein tiefes, umfassendes Wissen bewundern. Er lebt hier mit Frau und Kindern, die sich ebenfalls in meinem Hause nützlich machen.“

„Ich habe viel mit Baronen, Grafen und Fürsten zu verkehren Gelegenheit“, bemerkte Meisels, „aber keiner dieser Herren reicht an die Größe Eures Dieners. Daß sie keinen Vergleich mit seinem Herrn aushalten, brauche ich nicht zu sagen. Diese Herren sprechen viel von den Menschenrechten, von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen, lauter Schlagworte, die seit der französischen Revolution in aller Munde leben. Aber es sind nur Redensarten, taube Nüsse, denen jeder Kern und Gehalt abgeht. Wenn ich denke, wie diese Herren mit ihren Dienern umgehen und es mit dem Verhältnis hier vergleiche, wo der Herr zum Diener hinabsteigt, um gemeinsam mit ihm Thora zu lernen, dann fühle ich die Wahrheit des Wortes unserer Weisen in seiner ganzen Tiefe, daß Gott

die Thora nur gegeben, um die Menschen zu verbinden und zu verbrüdern und daß jeder mit der Anstellung eines Dieners sich einen Herrn ins Haus genommen hat; daß — — —"

Da trat der Diener mit einem großen Foli-
anten ein und verließ das Zimmer.

„Reb Schmelke, so heißt der Meschore“,
(Diener), bemerkte Viefler, „hat beim Eintreten
gemerkt, daß Ihr einen angefangenen Satz feinet-
wegen unterbrochen habt, daraus schließt er, daß
seine Gegenwart störend ist, deshalb hat er uns
verlassen.“

„Das ist ein feiner Zug“, entgegnete Meisels;
„auf Euren Reb Schmelke werde ich noch zu-
rückkommen, aber dazu muß ich Euch doch vorher
meine wunderbaren Lebensschicksale erzählen.“

„Ihr wisset“, begann Meisels, nachdem er
sich mit seinem Wirt in das Rauchzimmer be-
geben hatte, „daß ich als Neemon (Syndikus)
der Gemeinde Wilna eine geachtete Stellung
hatte, daß ich durch meine Kenntniss der rus-
sischen, französischen, englischen und deutschen
Sprache mit hochgestellten Herren aller Länder
in Verbindung stand und durch Geldgeschäfte,
die ich ihnen vermittelte, es zu einem gewissen
Wohlstand gebracht hatte. Das alles änderte
sich mit einem Schlage, als ich mich offen zum
Chassidismus bekannte. Daß mich das meine
Stellung in der Gemeinde kosten werde, habe
ich vorausgesehen und habe es auch begreiflich
gefunden. Wilna, die Hochburg aller Gegner-
schaft gegen die Chassidim, wird die einflußreiche

Stellung eines Neemon nicht in den Händen eines Chosid belassen. Aber die Gehässigkeit, die Mesiros (falsche Denunziationen), mit welchen man mich verfolgte, hätten mich das Leben gekostet, wenn ich mich nicht durch geheime Flucht gerettet hätte. Ich suchte zuerst den Raw auf, und bat ihn um seinen Rat und seinen Segen. Er gab mir einen warmen Empfehlungsbrief an den Frankfurter Rabbiner und mit seinem Segen die trostreiche Versicherung, daß mir eine große Zukunft beschieden sei. Die Flucht ins Ausland, zu der mich die Gehässigkeit unserer Gegner nötige, werde das Mittel sein, um unserer guten Sache besser und nachhaltiger zu dienen, als es in Rußland möglich sei. Er sei sicher, daß ich auf wunderbare Weise gerettet werde, ich hätte es durch das große Opfer verdient, welches ich meiner Ueberzeugung gebracht habe. Aber ich solle mich dieser Wunder würdig zeigen und sie benützen, um sowohl dem Judentum als auch unserem Kaiser einen Dienst zu erweisen, dessen Tragweite sich gar nicht ermessen lasse."

Hier hielt Weisels erregt einen Augenblick inne, als scheue er sich weiter zu sprechen. Er stand auf, schloß die Türe ab und fuhr dann mit gedämpfter Stimme fort:

"Ich kann jener Stunde nicht gedenken, ohne noch heute den Fernblick des Raw anzustaunen. Unser Kaiser, Gott erhalte ihn, war damals gerade an die Regierung gelangt und hatte den Raw vollständig freigesprochen von den Anschuldigungen, mit welchen ihn seine Gegner zu ver-

nichten suchten. Außer der religiösen Pflicht hat der Kaw daher noch ein persönliches Interesse, sich dem Kaiser erkenntlich zu zeigen. Dieser Gedanke beherrschte damals das ganze Streben und Denken des Kaw und bei seinen festen, abgeklärten Lebensgrundsätzen, die von keinem Wechsel der Zeit beeinflusst werden, ist das gewiß auch heute noch bei ihm so. Aber ich in meiner Beschränktheit glaubte damals, daß das Wohlwollen, das der Czar dem Kaw erwiesen, sich bei letzterem zu einer Art fixen Idee verdichtet habe, aus deren Gesichtswinkel er alles sehe und beurteile, als er zu mir sagte:

„Im Westen ist ein blutig roter Stern aufgegangen, der immer höher steigt und für die ganze Welt Tod und Verderben bedeutet. Ich meine Napoleon Bonaparte, der die ganze Welt in eine französische Provinz umwandeln möchte und dessen verbrecherischer Ehrgeiz keine Schranke kennt. Er stürzt nicht nur Throne und Altäre, er reißt auch das Gottesbewußtsein aus den Herzen der Menschen. Rußland ist der einzige Staat in Europa, der bis jetzt noch seine Selbstständigkeit bewahrt hat. Er allein ist berufen, den blutdürstigen Eroberer zu Fall zu bringen und dazu müssen wir alle mithelfen. Habt Ihr mich verstanden?“

„Nicht ganz, Rabbi“, entgegnete ich. „Wir Jehudim sollen die Hand dazu bieten, Napoleon zu Fall zu bringen? Das verstehe ich nicht. Er mag sein wer er immer will, aber wir Juden haben doch alle Ursache, uns seiner zu freuen

und ihm dankbar zu sein für alles Gute, was er gerade uns gebracht hat. Napoleon ist ein Kind der französischen Revolution, er war es, der die von ihr verkündeten Menschenrechte durch ganz Europa getragen und uns überall, wo er festen Fuß gefaßt, die Schmach, die Jahrhunderte auf uns gehäuft haben, beseitigt und uns den anderen Bürgern des Staates gleichgestellt hat, ihn sollen wir zum Fall bringen? Das verstehe ich nicht."

"Das versteht Ihr nicht?" entgegnete der Raw, "Hab' es mir gleich gedacht, daß die Kreise, mit denen Ihr verkehrt, Euch den hellen Blick geblendet und Ihr die Dinge nicht seht, wie sie in Wirklichkeit sind. Napoleon, sagt Ihr, achte alle Menschen gleich? Er verachtet alle gleich, und die Kreaturen, die ihm zujubeln und sich heuchelnd und schmeichelnd vor ihm beugen, verdienen diese Verachtung. Wißt Ihr denn nicht, daß er nach einer Schlacht sich zuerst erkundigt, wieviel Pferde und dann erst wieviel Menschen gefallen sind, weil er die Pferde bezahlen muß, während er die Menschen umsonst hat? Aus solch blutbefleckten, treubruchigen Händen werden wir Jehudim unsere Menschenrechte niemals auf die Dauer erlangen, ich für meine Person möchte sie von solcher Hand nicht einmal annehmen."

Ich sah den Raw erstaunt an, aber dieser fuhr unbeirrt und in flammender Begeisterung fort:

"An Eurem geistigen Auge zieht in diesem Augenblick all das Leid und Weh, die Tränen

und das Blut unseres Volkes vorüber, die uns der Wahn und Haß von Fürsten und Völkern gebracht haben und noch täglich bringen, und Ihr findet es unbegreiflich, die Freiheit und Gleichheit auszuschlagen, weil die Hand nicht ganz einwandfrei ist, die sie uns schenkt, ist's nicht so?"

Ich neigte nur das Haupt zur Bestätigung, daß der Raw wie ein Gedankenleser meine geheimsten Gedanken ausgesprochen hatte, aber dieser fuhr in ungewöhnlicher Erregung fort:

„Schenkt er uns denn wirklich diese irdischen Güter, deren Verlust ich ebenso schmerzlich bedauere wie Ihr? Er nimmt uns ja dagegen unser teuerstes himmlisches Gut, er nimmt uns ja unsere Emuno (Religion). In allen Ländern, in die er gedrungen ist, hat er mit vollen Händen den religiösen Leichtsin, die Sittenlosigkeit, ja geradezu die Gottesleugnung ausgestreut und der Geist des Abfalls, der heute allenthalben das Haupt erhebt, ist sein Werk. Und dessen sollte sich ein Jehudi wirklich freuen? Glaubt mir, wenn Napolenn siegt, siegt auch der Unglaube und die Entgöttlichung aller menschlichen Verhältnisse, und vor allem und am meisten in den jüdischen Reihen. Bleiben wir nicht besser arm und verachtet bei Staaten und Völkern, aber treu unserem Gott und unserer jüdischen Vergangenheit und Zukunft, als bloße Schein- und Namenjuden, die sich an dem bischen Gleichstellung sonnen, das uns von diesem ehrgeizigen, blutdürstigen Tyrannen geboten wird? Ihr

zählt doch wahrlich nicht zu denen, die unser Erstgeburtsrecht für ein solches Vinsengericht hinzugeben bereit wären?"

Der Raw richtete einen seiner zündenden Blicke auf mich, die alles versengten, was ich etwa gegen seine Ausführungen hätte geltend machen können, ich fragte daher nur ganz schüchtern:

„Aber was könnten wir Juden, was könnte vor allem ich schutz- und rechtloser Flüchtling tun, um einen Napoleon zu Fall zu bringen?"

„Ungemein viel, Reb Moscheh“, entgegnete der Raw. „Wir Juden, die Gott nach seinem unerforschlichen Erziehungsplan der Menschheit über die ganze Erde zerstreut hat, sind das verbindende Element aller Völker und Staaten. Wie weit auch ihre politischen Ziele und sonstigen Angelegenheiten auseinander gehen mögen, in dem Besitz der Juden sind sie gleich. Unsere Schwäche und Rechtlosigkeit, die Duldung oder Verfolgung, welche wir in den Ländern unseres Aufenthalts erfahren, sind der untrügliche Maßstab und Wertmesser für die sittliche Höhe oder den geistigen Tiefstand der Staaten und Völker, in welchen wir leben. Dazu müssen wir Juden vor allen Dingen Juden sein und bleiben und dürfen uns durch keinen falschen Flitter, am wenigsten aber durch den Glanz des blutigen Sternes blenden lassen, der zur Zeit seine unheimliche Bahn über ganz Europa und einen Teil Afrikas, über Egypten, zieht. Wir Juden in Rußland müssen es uns angelegen sein lassen,

daß unser glorreicher Kaiser sich nicht von den Netzen des verschlagenen, listigen Korsen umgarnen läßt; dazu müssen wir aber in erster Reihe uns selbst vor solcher Täuschung schützen. Unser Kaiser ist von Herzen gut, ist die verkörperte Menschenliebe und Gottesfurcht, er will nur das Wahre und Rechte, und sein biederer, königlicher Sinn verabscheut alles Schlechte und Gemeine, auch wenn es sich in Hermelin und Purpur spreizt. Er wird auch die traurige Lage seiner jüdischen Untertanen mildern, das dürft Ihr überzeugt sein. Aber er ist jung, und seine Güte und Redlichkeit setzt bei dem fränkischen ländergierigen Eroberer dieselbe Güte und Redlichkeit voraus. Das ist sein verhängnisvoller Irrtum, den wir aufzuklären berufen sind, so weit es unser schwacher Einfluß möglich macht. Rußland ist der einzige mächtige Staat Europas, der seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit Napoleon gegenüber sich erhalten hat. Deshalb umwirbt der fränkische Völkermörder unseren erlauchten Kaiser mit Freundschaftsbezeugungen und Angeboten von Bündnissen aller Art, und unser Kaiser ist leider darauf eingegangen. Das ist ein namenloses Unglück für ihn, sein Reich und für die ganze Menschheit. Nach dieser Seite hin müssen wir unsern Kaiser aufklären, sonst ist er und sein Reich verloren und die russische Judenheit verliert ihr Judentum."

"Und was könnten wir Juden darin tun, wir, für die der Czar doch unnahbar ist, und was könnte vor allem ich darin tun, der ich auf

der Flucht begriffen bin und so rasch als möglich die russische Grenze zu erreichen suchen muß, sobald ich das Haus des Rabbi verlassen habe?"

„Biel, sehr viel hättet Ihr durch Eure Beziehungen zu verschiedenen hohen Würdenträgern des Reichs dafür tun können. Wenn wir uns dem Kaiser auch nicht nähern können, diese können es und werden es tun, wenn man ihnen den Ernst der Lage auseinandersetzt. Dafür hättet Ihr Euren Einfluß geltend machen müssen. Daß Ihr es nicht getan habt, ist weniger Eure Schuld als die meinige. Ich hätte Euch früher darauf aufmerksam machen müssen. Ich habe aus der Zeit meiner ersten Gefangenschaft her einen hochstehenden Freund und Gönner, der auf meine dringende Bitte hier seinen Einfluß in diesem Sinne geltend machte, bis jetzt allerdings noch ohne Erfolg. Die Ereignisse werden jedoch unsere Bestrebungen unterstützen, und über kurz oder lang auch unseren Kaiser von der Nichtswürdigkeit dieses Emporkömmlings überzeugen. Aber Rußland darf keine Verträge und Bündnisse mit ihm eingehen, sie lähmen die Freiheit unseres Handelns, während sie ihn in keiner Weise binden. Er wird sie mit derselben Treulosigkeit brechen, sobald sie ihm unbequem werden, wie er fortgesetzt die eingegangenen Verpflichtungen gegen andere Staaten bricht. Rußland darf mit diesem Vampyr der Menschheit nicht paktieren, an Rußland muß er zu Grunde gehen, sobald es zu einem Kriege mit uns kommt, und es wird dazu

kommen, dessen dürft Ihr sicher sein, wenn er zur Zeit auch noch fern liegt."

„Ein Weiser, sagt der Talmud, ist mehr als ein Prophet“, bemerkte Rabbi Mordechai Diefler. „Also der Raw hat den Krieg zwischen Frankreich und Rußland, der heute in der Luft liegt und eine Frage nur noch ganz kurzer Zeit ist, schon vor so vielen Jahren vorausgesagt? Aber was konntet Ihr damals in der Sache tun, da Ihr doch gezwungen wart, Rußland heimlich zu verlassen?“

„Der Raw sagte mir damals: „Ihr wißt, daß sich hier unten keiner an seinem Finger stößt, ohne daß es in der Höhe über ihn beschlossen wurde. Wenn aber Gott Euch nicht nur den Finger, wenn er den ganzen Rabbi Moscheh Weisels mit Weib und Kindern über die Grenze stößt, so hat er mit ihm ganz besondere Absichten, die sich in Rußland nicht ausführen ließen. Ihr müßt nach Deutschland, zunächst nach Frankfurt. Mein Freund, der dortige Rabbiner wird Euch auf Grund meiner Empfehlung freundlich aufnehmen und es sich angelegen sein lassen, Euch eine neue Existenz gründen zu helfen. Ihr werdet sehen, daß sich diese bald finden wird. Aber das darf nicht der Zweck Euerer Reise nach Deutschland sein. Ihr müßt als Schliach Mizwo (Bote zur Erfüllung einer gottgebotenen Pflicht) hingehen und müßt mit ganzem Herzen und ganzer Seele danach trachten, dort Verbindungen mit einflußreichen hohen Herren anzuknüpfen, die den Sturz Napoleons

zum Zweck haben. Das ist Eure Mission, wollt Ihr sie übernehmen?"

„Der Rabbi verlangt Großes von mir, ich möchte fast sagen Unmögliches. Wie kann ich die Erfüllung einer Aufgabe übernehmen, der ich so wenig gewachsen bin?"

„Der Gedanke ist Euch neu und daher fremd, seine Ausführung scheint Euch dadurch schwerer, als sie in Wirklichkeit ist. Ich verlange nur, daß Ihr die Aufgabe übernehmen wollt, sonst nichts. Wollt Ihr, so wird Gott Euren guten Willen fördern, durch die vielen Boten, die ihm zu Gebote stehen; wollt Ihr, so könnt Ihr. Das kann ich Euch sagen, hätte ich Euer Wissen, Eure Sprachfertigkeit, Eure Geläufigkeit im Umgang mit Großen, so würde ich Euch nicht darum bitten, ich würde alles andere liegen lassen und selbst gehen."

„Das hat der Raw gesagt?" warf Rabbi Mordochai ein.

„Das hat der Raw gesagt. Aber als er sah, daß ich noch immer zauderte, fuhr er ruhiger fort:

„Ihr unterschätzt Eure Befähigung für diese Aufgabe und überschätzt ihre Schwierigkeit. Ihr seid durch Eure großen außerjüdischen Kenntnisse, durch Euren weltmännischen Verkehr und durch eine Reihe anderer Vorzüge, die er mir zuerkannte und die ich hier nicht aufzuzählen brauche, für diese Aufgabe geradezu von der Vorsehung bestimmt. Und jetzt weist Euch Gott aus der Heimat in die Fremde und Ihr wißt nicht, was

Ihr dort beginnen sollt, ich gebe Euch hiermit einen Beruf: Nehmt alle Eure geistigen und körperlichen Kräfte zusammen, um hochgestellte Genossen und Verbündete zu suchen zum Sturze Napoleons. Wollt Ihr das, dann schlagt ein und gebt mir Tekias Raf (Handschlag).“

Aber ich zögerte noch immer und der Raw fuhr fort:

„Ihr überschätzt die Schwierigkeit der Aufgabe. Wenn es Euch gelingt, in Deutschland und selbst in Frankreich Eingang in höhere Kreise zu finden, so werdet Ihr staunen, wie Euer Vorhaben allenthalben auf Zustimmung stoßen wird. Wenn Ihr ernstlich den Versuch wagen wollt, so werdet Ihr Wunder erleben. Mir ist diese tätige Zustimmung nicht wunderbar, und sie kann es in Wirklichkeit auch Euch nicht sein, wenn Ihr Euch erst mit dem Gedanken so vertraut gemacht habt wie ich es getan habe. Seht doch die Unzufriedenheit der von Napoleon unterjochten Staaten, seht doch die Gährung unter den Völkern, achtet doch auf den Widerwillen, mit dem die Franzosen das blutige, eiserne Joch tragen, das ihnen ihr Bezwinger zur Sättigung seines Ehrgeizes auferlegt und Ihr müßt selber zu der Einsicht gelangen, daß dieses Ungeheuer ein Opfer dieses allgemeinen Unwillens werden, daß es durch eine allgemeine Volkserhebung zum Falle kommen muß. Geschieht dies nicht vor Ausbruch des Krieges mit Rußland, so wird der Ausgang dieses Krieges dazu führen. Und das

alles könnt nur Ihr einleiten und ausführen helfen, und Ihr besinnt Euch noch?"

Vänger konnte ich dieser flammenden Begeisterung nicht widerstehen. Als er mir wiederum die Hand hinhielt, schlug ich ein und begleitete den Handschlag mit dem einen Worte: Hineni (ich bin bereit!) Nur die eine Frage gestattete ich mir noch: „Und was soll ich nun tun?"

„Was Ihr tun sollt?" entgegnete der Kaw. „Aus dieser Frage sehe ich, daß Ihr noch nicht ganz bei der Sache seid, daß sie Euch noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wenn Euch jemand sagen würde, das Haus Eures Nachbarn steht in Flammen, geht hin und löscht und Ihr würdet erst fragen, was Ihr tun sollt, so wäre das eine sehr unangebrachte Frage. Und Ihr sollt den großen Weltbrand löschen helfen und statt an die Arbeit zu gehen, stellt Ihr Fragen! Weiß ich, was Ihr tun sollt? Kann ich es wissen? Ich bin kein Prophet und nicht der Sohn eines Propheten, aber das ist auch gar nicht nötig. Ihr wißt nicht, was Ihr jetzt tun sollt? Das braucht Ihr auch gar nicht zu wissen. Geht nur an die Feuerstätte hin, geht nach Deutschland, geht nach Frankreich, geht nach Paris, geht in die Höhle des Löwen selber und Gott wird Euch im rechten Augenblick die rechte Einsicht geben. Ihr braucht nur zu wollen, aber zu wollen mit dem ganzen Aufgebot aller Kraft, aller Blut, aller Hingebung, der Ihr fähig seid, und das andere überlasset Gott. Seid Ihr genügend mit Geld versehen?"

Als ich die Frage bejahte, sagte der Raw:
„Dann säumt nicht länger und geht Euren
Weg.“

Er legte mir segnend die Hände aufs Haupt,
küßte mich auf die Stirn und verließ mich mit
den Worten:

„Gehe, denn Gott schickt Dich!“

Mit atemloser Spannung war Rabbi Mor-
dochai der Erzählung seines Gastes gefolgt. Als
dieser einen Augenblick inne hielt, meinte
Diefler:

„Daß der Raw mit solchem Interesse an
den politischen Ereignissen des Tages hängt und
in so hervorragender Weise daran beteiligt ist,
hätte ich nicht geglaubt. Wenn er Euch geschickt
und Euch mit seinem Segen begleitet hat, dann
sind alle Wunder, die Euch begegnet sind und
Euch auf Eure gegenwärtige Höhe gehoben haben,
in meinen Augen keine Wunder mehr. Dann
wäre ein Mißlingen Eurer Sendung wunderbar.
Und wo gingt Ihr hin, als Ihr den Rabbi ver-
ließet?“

„Nachdem ich vom Raw mich verabschiedet
und seinen Segen empfangen hatte, fühlte ich
mich wie neugeboren. Das Gefühl der Befan-
genheit und Verlassenheit war einem freudigen
Selbstbewußtsein gewichen. Ich hatte jetzt einen
Beruf und folgte ihm mit heiterer Zuversicht.
Ich überschritt wenige Tage später die Grenze
und steuerte geraden Wegs auf Frankfurt los,
ohne mich unterwegs mehr als nötig aufzuhalten.
Die Wunder, die mir für mein Lebensgeschick

und für meine Mission dort begegnet sind, würde ich selber nicht glauben, wenn sie mir ein anderer erzählte. Durch augenscheinliche göttliche Fügung wurde ich schon am dritten Tag meines Frankfurter Aufenthalts mit einem der einflussreichsten deutschen Fürsten, dem Fürst von Dalberg bekannt, traf in der Nähe Frankfurts mit dem Kosakenoberst Tschernitschew zusammen und langte wenige Tage später mit Extrapost in Paris an, wohin mich Tschernitschew an den russischen Gesandten, Fürst Kurakin, warm empfohlen hatte. Jedes Glied dieser wunderbaren Kette verdient besonders erzählt zu werden — es klopft an die Thür, Reb Mordche."

Dieser öffnete und Reb Schmelke meldete zitternd vor freudiger Erregung:

„Der Raw ist soeben vorgefahren.“

„Der Raw?“ riefen beide und wollten zu seinem Empfang die Treppe hinabeilen.

„Seid mauchel, Reb Mroscheh“, ersuchte Viesler seinen Gast, „bleibt Ihr hier. Ich möchte den Raw allein empfangen und nachher einmal sehen, ob er Euch wieder erkennt.“

„Gut“, rief Weisels dem Davoneilenden nach, „aber laßt mich nicht zu lange warten.“

Viesler hatte diese Worte kaum gehört, denn der Raw hatte schon das Haus betreten und es drängte ihn, den teuren Gast sofort zu begrüßen.

XXIII.

Als die erste Begrüßung vorüber war und Viesler seinen Gast ersuchte, zu Tisch zu gehen, meinte dieser:

„Ans Essen werden wir noch früh genug kommen. Ich möchte Euch in Kürze erst sagen warum ich eigentlich in St. Petersburg bin und ferner, daß ich sofort beim Eintritt in Euer Haus die Ueberzeugung erlangt habe, daß ich das, was ich hier suche, sicher finden werde. Aber laßt mich jetzt einen Augenblick allein in Eurer Fernstube und geht zu Eurem Besuch, der auf Euch wartet.“

„Woher weiß der Rabbi, daß ich einen Besuch habe?“

„Ich habe beim Eintritt in Euer Haus gehört, wie Euch jemand nachrief, Ihr solltet ihn nicht zu lange warten lassen.“

„Der Rabbi hat ein merkwürdig scharfes Gehör. Ich, dem doch der Zuruf galt, habe kein Wort davon vernommen.“

„Die Freude mit meiner Ankunft hat Eure ganze Aufmerksamkeit mit Beschlag belegt, deswegen habt Ihr über dem „Kaw“ den Ruf nicht gehört. Daß ich ihn aber sehr genau gehört habe, kommt daher, weil meine Gedanken in der Richtung beschäftigt waren, aus der die Stimme kam.“

„Seid mauchel, Rabbi, ich verstehe Euch nicht.“

„Ihr werdet mich sofort verstehen, wenn ich Euch sage, warum ich eigentlich hier bin. Ich möchte in einer dringenden Angelegenheit wissen, wo sich augenblicklich Rabbi Moscheh Weisels aufhält oder richtiger, wie und wohin man ihm eine wichtige Mitteilung zukommen lassen kann.“

Daß er in Paris wohnt, ist mir bekannt, aber ob er augenblicklich dort ist und wo ihn eine Nachricht erreichen kann, ist für mich von großem Interesse. Ich dachte nun, daß ich von Euch oder von Dundukoff durch das Kriegsministerium Näheres erfahren kann. Versteht Ihr mich jetzt?"

„Ich verstehe, was der Rabbi hier will, aber wieso der Rabbi bei seinem Eintritt in mein Haus die Gewißheit erlangt hat, daß er das Gewünschte erreichen werde und was das mit dem Zuruf zu tun hat, den der Rabbi gehört hat, während ich ihn nicht beachtet habe, das verstehe ich noch nicht.“

„Darf ich fragen, wer der Herr ist, der Euch erwartet?"

Rabbi Mordochai wurde kreidebleich und kirschröt bei dieser Frage. Dem Raw eine Unwahrheit sagen, wollte er nicht, und die Wahrheit ihm mitteilen, war gegen die Vereinbarung, nach welcher sie feststellen wollten, ob er auch in seiner militärischen Verkleidung Meißels wiedererkenne. Er gab deshalb eine Antwort, welche die Wahrheit umging, ohne eine Unwahrheit zu enthalten.

„Der Herr hat sich mir vor wenigen Stunden als Major Graf Speranski vorgestellt.“

„Also, gar kein Jude, merkwürdig! Ich hätte sicher geglaubt, die Stimme Reb Mosche Meißels zu hören; ist Euch das nicht auch aufgefallen? Aber wie dem auch sei, wenn ich Euer Haus betrete, um Rabbi Mosche Meißels zu suchen,

und der erste Laut, der mir daraus entgegen klingt, die Stimme von Moscheh Weisels ist oder wenigstens von mir dafür gehalten wird, so ist doch das ein gutes Vorzeichen für die Erreichung dessen, was ich suche; das gebt Ihr doch zu."

"Gewiß, und jetzt verstehe ich den Rabbi vollkommen. Mein mich erwartender Gast steht übrigens in den besten Beziehungen zum Kriegsministerium, wenn es dem Rabbi recht ist, stelle ich ihn vor."

"Ich werde Euch dafür sehr dankbar sein, man kann in einer Zeit wie es die gegenwärtige ist, nicht genug derartige Verbindungen haben."

"Reb Schmelke!" rief Diefler, „führt den fremden Herrn hierher zu uns."

Reb Schmelke hatte den Raw schon im Schlitten begrüßt. Noch bevor der Raw das Haus betreten, hatte dieser bereits von Reb Schmelke auf Befragen erfahren, daß er mit seinem Hausherrn täglich fleißig studiere und daß es ihm und den Seinen gut gehe. Kein Ritterschlag kann einen zum Ritter Geschlagenen mit gehobenerem Selbstbewußtsein erfüllen, als es bei Reb Schmelke der Fall war, als ihm der Raw als Zeichen seiner Befriedigung mit der Hand auf die Schultern schlug. Trotz seines vorgerückten Alters eilte er mit jugendlicher Rüstigkeit fort und führte den fremden Offizier in die Lernstube. Dieser blieb auf der Schwelle der geöffneten Thür stehen und entbot seinen

militärischen Gruß, indem er die Hand an seine Militärmütze legte.

Eine Sekunde lang fixierte der Raw den salutierenden Offizier, dann erhob er sich von seinem Sitze und erwiderte den Gruß des Eingetretenen.

Rabbi Moscheh war sichtlich erfreut darüber, daß der Raw ihn nicht sofort wiedererkannte, das bürgte ihm dafür, daß seine Verkleidung eine gelungene sei und Rabbi Mordochai war darüber beruhigt, daß er sich hatte täuschen lassen, wenn er sah, daß es selbst dem Raw nicht besser ging.

Blefser entschuldigte sich dann für wenige Augenblicke, um einige Erfrischungen auftragen zu lassen und verließ das Zimmer. Kaum hatte er die Tür geschlossen, als der Rabbi aufsprang und Meifels beide Hände reichte mit den Worten:

„Scholaum Alechem (Friede mit Euch) Rabbi Moscheh! Habt Ihr einen besonderen Grund, Euch vor Rabbi Mordochai zu verleugnen?“

Meifels war starr vor Schreck. Also hatte ihn das Auge des Raw doch erkannt! Er erwiderte zunächst den Gruß und fügte hinzu, daß er sich Blefser bereits zu erkennen gegeben habe und sein Inkognito nur deshalb weiter gewahrt habe, um sich zu überzeugen, ob es ihm auch dem Rabbi gegenüber möglich sei. Er habe zwar an diese Möglichkeit nicht geglaubt, aber auf eine Probe hätte er es gemeinschaftlich mit R. Mordochai doch wollen ankommen lassen.

Niemand war glücklicher als Diefler, der bei seiner Rückkehr gewahrte, daß seine beiden Gäste sich bereits ohne ihn verständigt hatten und er nun der peinlichen Notwendigkeit enthoben war, sich beim Raw zu entschuldigen, daß er ihm nicht sofort Meisels Anwesenheit mitgeteilt hatte.

„Was sagt Ihr zu diesem Zusammentreffen Rabbi Mordochai“, rief der Raw dem eintretenden Wirt entgegen. „Rabbi Moscheh sucht mich und ich suche Rabbi Moscheh und wir treffen uns hier in Eurem Hause, ist das nicht wunderbar?“

Diefler, der ein sehr liebenswürdiger Wirt war und sich keine Gelegenheit entgehen ließ, seinen Gästen etwas Verbindliches zu sagen, war heute ganz besonders beglückt, zwei so gefeierte Männer in seinem Hause zu wissen. Es war daher keine bloße Redensart, wenn er dem Raw erwiderte:

„Gewiß ist das wunderbar, aber weniger ist es das Zusammentreffen, als der Ort des Zusammentreffens. Die Gemoro sagt: Zwei Verbrecher, die von der irdischen Gerichtsbarkeit nicht erreicht werden können, führt Gottes Vorsehung in ein Gasthaus zusammen und läßt dort beide ihre Strafe und zwar einen durch den andern finden. Wenn Gottes Wahrung so über Verbrechern waltet, warum sollte sie nicht noch viel mehr zwei Baddikim (Fromme) an einen und denselben Ort zusammenführen, um einen mit der Freude des anderen zu belohnen? Zur Bestrafung von zwei Verbrechern ist jede Kret-

schme (Wirtshaus) gut genug. Aber wenn Gott zwei Rabbim zusammenführt, so ist es in der That wunderbar, daß die Vorsehung Gottes mein Haus für dieses Zusammentreffen gewürdigt hat, das ist in Wirklichkeit ein großes Wunder."

Viesler erhob sich nach diesen Worten und meinte, er wolle seine Gäste, die sich so viel zu sagen hätten, jetzt ungestört allein lassen. Die Gäste protestierten jedoch dagegen. Es handle sich allerdings um geheimnisvolle Angelegenheiten, die sämtlich von ungewöhnlicher Bedeutsamkeit seien, aber sie gingen Viesler so nahe wie ihnen. Es sei sogar gut, daß ihr Wirt in alles eingeweiht sei, denn er bleibe in St. Petersburg, während sie die Stadt bald wieder verlassen. Er könne möglichenfalls hier am Orte tätig sein, jedenfalls aber den Verkehr zwischen seinen beiden Gästen vermitteln, nachdem sie sich wieder getrennt haben würden.

"Ihr könnt Euch sogar sofort nützlich machen", bemerkte der Raw, "nicht nur durch Euren guten Rat, der uns bei schwierigen Fragen besonders wertvoll sein wird, sondern auch dadurch, daß wir Euch zu unserem Vorsitzenden wählen und Euch sofort die Frage zur Entscheidung vorlegen, wer von Euren beiden Gästen zuerst zum Worte kommen soll."

"Dafür bedarf es kaum der Entscheidung eines Dritten", entgegnete Viesler, "denn es kann doch keine Frage sein, daß der Raw zuerst das Wort hat."

"Gegen diese Entscheidung lassen sich einige

Bedenken geltend machen“, entgegnete lächelnd der Raw. „Eine der ersten Eigenschaften eines Präsidenten ist seine Unparteilichkeit. Gegen diese hat aber unser Herr Vorsitzender bereits verstoßen, wenn er mich mit größerer Auszeichnung als meinen Partner behandelt. Als Vorsitzender seid Ihr unser Richter, und von dem Richter müssen die Parteien in gleicher Weise behandelt werden. Wollte man jedoch eine Unterscheidung gelten lassen, so fiel sie zu Gunsten von Rabbi Moscheh aus, denn in dem Gegenstand, der uns hier beschäftigt, ist er ohne Zweifel sachkundiger und größer als ich. Ich konnte nichts tun, als ihm eine allgemeine, unbestimmte Anregung geben, ihre Ausführung aber war und ist sein alleiniges Werk.“

Weisels wollte gegen diese Auffassung etwas einwenden, aber der Raw kam ihm zuvor, indem er fortfuhr:

„Ich sehe schon, Rabbi Moscheh will meine Ausführungen nicht gelten lassen, er ist imstande, den Beweis anzutreten, daß ich der Größere bin. Ersparen wir ihm diesen Beweis und geben wir es ihm ohne weiteres zu; ergibt sich dann daraus wirklich, daß ich zuerst reden muß? Wenn zwei mit einander sprechen, ist der Sprecher gewöhnlich der Geber und der Zuhörer der Empfänger. Wer den wirklich oder vermeintlich Größeren in der That ehren will, wird ihm doch eher die Rolle des Empfängers als die des Gebers zuweisen wollen!“

Als Weisels lächelnd eine abweisende Hand-

Bewegung machte, lenkte der Raw mit folgenden Worten ein:

„Wenn Ihr meine Auffassung nicht gelten lassen wollt, so greife ich zum letzten Mittel, von dem ich sicher bin, daß es seine Wirkung tun und Euch zum Reden bringen wird. Ich erkläre Euch hiermit, daß ich nichts mehr zu fragen und nichts zu bemerken habe. Alle meine Raschjes (Fragen) sind in den paar Minuten, während welcher ich Euch gesprochen habe, vollständig zu meiner Zufriedenheit beantwortet worden.“

Rabbi Moscheh Meisels und Rabbi Mordochai Tiefler sahen den Raw erstaunt an, doch dieser meinte:

„Es sind jetzt fast zehn Jahre her, daß wir uns in Ladi verabschiedet haben. Ihr habt mir in den ersten Jahren öfter geschrieben, dann weniger häufig, und seit vier Jahren bin ich ohne jede Nachricht von Euch. Das hätte mich an und für sich nicht beunruhigt, da ich weiß, wie gefährlich es ist, den Gegenstand unserer Korrespondenz der Post anzuvertrauen. Ich habe auch gehört, daß Ihr in diesen Jahren wiederholt unter falschem Namen in Rußland wart. Auch daran, daß Ihr mich niemals aufgesucht habt, kann ich mich nicht stoßen, da ich aus Eurer Verkleidung sehe, wie sehr Ihr darauf bedacht sein müßt, nicht erkannt zu werden, was in Ladi mehr als sonst zu befürchten wäre. Aber Ihr wißt, wie schwer Ihr Euch entschlossen habt, die Mission zu übernehmen, die ich Euch übertragen habe, wie Ihr von Haus aus ein An-

hänger Napoleons waret und erst durch mein Zureden anderen Sinnes geworden seid. Konnte ich wissen, ob Euer mehrjähriger Aufenthalt in Paris Euch nicht umgestimmt und Euch wieder zum Anhänger Napoleons gemacht hat? Durfte, mußte ich nicht mit der Möglichkeit rechnen, daß ein solcher Gesinnungswechsel vielleicht die Ursache ist, daß Ihr jeden Verkehr mit mir abgebrochen habt? Was ich vor fast zehn Jahren Euch vorausgesagt habe, daß es zu einem Entscheidungskampfe zwischen Frankreich und Rußland kommen muß, ist heute so in die Nähe gerückt, daß ein französisch-russischer Krieg geradezu in der Luft liegt, daß niemand mehr daran zweifelt, außer unserem Kaiser, der noch immer seine guten Beziehungen mit Napoleon aufrecht erhält. Deshalb mußte ich Euch sprechen, um von Euch zu hören, ob und wie Ihr Eurem Gelöbniß treu geblieben seid, ob und was von Euch geschehen ist, daß Rußland nicht unvorbereitet einem französischen Angriffe ausgesetzt ist, das und noch viel mehr als das wollte ich sagen, fragen und von Euch hören. Das Wesentlichste aber weiß ich bereits so vollständig, daß ich nach dieser Seite hin nichts mehr zu fragen und noch weniger Euch an Euer gegebenes Wort zu ermahnen habe."

Der Kaw las in den erstaunten Blicken seiner Zuhörer die Frage, woher er diese Wissenschaft habe und fuhr deshalb fort:

"Wenn Ihr den Wunsch habt, mich sprechen zu wollen, so gehört Ihr heute wie bei unserem

Abschied zu den Unfrigen und ich muß Euch Abbitte tun, wenn ich in schweren, schwachen Stunden einen Augenblick daran zweifeln konnte; dann wollt Ihr ohne Zweifel mir über Eure bisherige Tätigkeit und über den augenblicklichen Stand der Dinge berichten; Rabbi Moscheh, jetzt habt Ihr das Wort."

XXIV.

"Ich habe dem Rabbi nicht nur Bericht zu erstatten", begann Weisels, "sondern auch einige wichtige Fragen vorzulegen, deren Beantwortung ich mir nicht allein zutraue, da mein persönliches Wohl und das des gesamten russischen Reichs davon abhängt. Ueber mich selbst will ich mich kurz fassen. Der Rabbi weiß, in welcher wunderbaren Weise sich sofort nach meiner Ankunft in Frankfurt der Segen des Rabbi erfüllte, wie ich dort mit hochgestellten Fürstlichkeiten bekannt wurde und sie sofort für eine geheime Verbindung gegen Napoleon gewann. *) In der Nähe Frankfurts traf ich mit dem Kosaken-Oberst Tschernitschew zusammen, der von Paris mit wichtigen Dokumenten nach Rußland reiste und mich an seiner Stelle nach Paris zu gehen beauftragte. Er hat mich bei der russischen Gesandtschaft in Paris eingeführt, ich stehe seitdem in deren Diensten und ich darf es ohne Ueberhebung sagen, man ist dort mit meinen Leistungen so

*) Ausführlich dargestellt in der Erzählung: "Zwischen Wilna und Michelstadt" in der Frankfurter Lokal-Beilage des "Israelit" Jahrg. 1912 Nr. 1 ff.

zufrieden, daß das, was mir zu tun vergönnt war, bis zum Ohr des Kaisers gedrungen ist, der mir seine Anerkennung in höchst schmeichelhafter Weise durch Fürst Kurakin, unseren Gesandten in Paris, aussprechen ließ. Außer dieser Achtung und Anerkennung erfreue ich mich eines glänzenden jährlichen Einkommens. Es fehlt mir nichts von dem, worin die große Masse das höchste Glück erblickt, und ich bin trotzdem namenlos unglücklich und unzufrieden und möchte mich lieber heute als morgen von meiner Stellung zurückziehen und in Zurückgezogenheit im heiligen Lande leben, wenn ich mich nicht dem Rabbi durch Handschlag verpflichtet hätte. Dieses mein eidliches Versprechen mir wieder zurückzugeben, ist mein sehnlichster Wunsch, ist die innige Bitte, die ich an den Rabbi stellen möchte."

Der Rabbi fürchte bei diesen Worten die Stirn und sagte:

"Rabbi Moscheh, Ihr seid mir ein Rätsel, das ich lösen muß, bevor ich Euren Eid löse. Vielleicht aber macht die rechte Lösung Eures Lebensrätsels, die Eideslösung so vollkommen überflüssig, daß Ihr sie selber nicht mehr verlangt. Worin besteht Euer Unglück, worin, sagt mir das zuerst, besteht Eure eigentliche Tätigkeit bei der russischen Gesandtschaft?"

"Der Rabbi ist weise wie ein Engel Gottes", erwiderte Meißels. "Die Frage eines Weisen ist bereits eine halbe Antwort. Ich brauche nur die zweite Frage des Rabbi zu beantworten, damit hat der Rabbi auch schon die Antwort

auf die erste. Meine Tätigkeit, die mir so viel äußere Anerkennung und so viel innere Selbstverachtung bringt, ist die höchste Ehrlosigkeit und Schlechtigkeit! Wie ich hier vor dem Rabbi sitze, bin ich die verkörperte Charakterlosigkeit, ich bin, um es mit einem einzigen Worte zu sagen, ein — Spion. Das bischen Chen (Anmut) und das bischen Sechel (Verstand), mit dem mich Gott begnadet hat, habe ich dazu herabgewürdigt, mich in das Vertrauen hochgestellter Persönlichkeiten einzuschmeicheln, ihre Geheimnisse zu erspähen und sie dann zu verraten; das ist mein Geschäft. Dafür ehrt mich der Czar, dafür werde ich von seinen Ministern fürstlich bezahlt, dafür bin ich ein ehrloser Wicht geworden! Sagt, Rabbi, ist ein solches Leben auf die Dauer zu ertragen?"

Bei diesen Worten erhob sich der Rabbi, legte die Hand auf Meisels Schulter und richtete seinen Blick so unverwandt auf ihn, daß dieser unwillkürlich die Augen niederschlug: Nach einigen Sekunden tiefen Schweigens sprach der Rabbi:

„Ihr braucht den Blick nicht zur Erde zu senken, Rabbi Moscheh, Ihr dürft mir frei ins Auge schauen. So wie Ihr über das erbärmliche Tun eines Spions denkt, so denke auch ich darüber, wie könnte auch ein Jehudi anderer Ansicht darüber sein? Unsere heiligen Schriften brechen doch an so vielen Stellen den Stab über denjenigen, der einen anderen, sei er Jude oder Nichtjude, über die eigene Gesinnung täuscht,

daß darüber keine Meinungsverschiedenheit zwischen uns bestehen kann. Verboten doch unsere Weisen selbst in den gleichgiltigsten, alltäglichen Dingen jede derartige Täuschung und nennen sie geradezu einen Diebstahl, einen Diebstahl an der Gefinnung eines anderen, Geniwas Daas. Das lehrt der Talmud und der Schulchan Aruch bringt es im Choschen Mischnat Kapitel 228 als allgemein verbindliches Gesetz. Ich kann Euch daher die Verachtung nachfühlen, die Euch vor dem Lebensberuf eines charakterlosen Menschen erfüllt, wie es jeder Spion ist."

"Der Rabbi will mich also freigegeben", fragte leuchtenden Auges Rabbi Moscheh, "und mir gestatten, daß ich meine gegenwärtige Stellung aufgebe?"

"Ich will Euch nicht zurückhalten und will Euch nicht freigegeben, ich will die Entscheidung ganz in Eure Hand legen und möchte Euch nur bitten, mich zu Ende zu hören. Ueber die Schändlichkeit und Verwerflichkeit des ganzen Spionentums sind wir beide einig. Aber es gibt nichts Gutes in der Welt, das bei falscher Anwendung nicht schlecht und nichts Schlechtes, das in gegebenem Falle nicht gut sein könnte. Daß z. B. der Mord etwas Verwerfliches, Schreckliches ist, darüber kann es noch weniger eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns geben. Und doch ist es gar keine Frage, daß nach dem Gesetz der Thora es Fälle geben kann, in welchen der Mord nicht nur gestattet, sondern sogar geboten ist, z. B. im Falle der Notwehr. Wenn

jemand einem Mörder zuvorkommt und ihn niederschlägt, damit er seine Mordgedanken nicht ausführen kann, so hat der Angegriffene an dem Angreifer ohne Zweifel einen Mord begangen. Ist er aber deshalb ein Mörder in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes? Was meint Ihr, Rabbi Moscheh?"

„Das ist gar keine Frage, sagen doch die Weisen, gesegnet sei ihr Andenken: „Wer dich ermorden will, dem komme mit seinem Morde zuvor.“

„Wenn wir bis dahin einig sind, so kann es auch darüber keine Meinungsverschiedenheit geben, daß eine solche Notlage auch in unserem Falle vorliegt. Wenn ein gewissenloser Abenteurer die Existenz und das Lebensglück von hunderttausend Familien vernichtet, vor keinem Mord, vor keinem Raub, vor keinem Verbrechen zurückschreckt, ja, wenn er der Menschheit ihr Teuerstes, ihren Gott und was sie mit ihm verbindet, ihre Religion, mit Stumpf und Stiel aus den Geistern und Gemütern reißt, wenn er uns Jehudim unser Allerheiligstes, unser Emuno (religiöse Ueberzeugung) bedroht, sind wir dann nicht in der Lage der Notwehr? Diese Geißel der Menschheit verbindet verschlagene List mit roher Gewalt, um die ganze Menschheit zu unterjochen, sie hat ganz Europa mit einem Heereschwarm von Aufpassern, geheimen Agenten und Spionen überflutet, ist es in diesem Falle wirklich etwas Ehrloses, Unerträgliches, dieses Ungeheuer mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen?"

Als Weisels dieser flammenden Begeisterung gegenüber noch immer seine bisherige Zurückhaltung bewahrte, fuhr der Rabbi fort:

„Rabbi Moscheh, ich kann Euch nur das Eine sagen: Wenn ich Eure Sprachkenntnisse und Eure Erfahrungen im Verkehr mit den Großen der Erde hätte, ich würde zu Euch sprechen, geht Ihr ruhig nach Erez Isroel, ich aber will nach Paris gehen und will mein Leben dafür hingeben, diesem Thronräuber, diesem Völkerverwüster, diesem Massenmörder entgegenzutreten und ihn unschädlich zu machen. Ohne Bedenken würde ich mein Rabbinat aufgeben, würde meine Tätigkeit zur Verbreitung von Thora und Gottesfurcht zurückstellen und keinen höheren Lebensberuf kennen, als die Menschheit von diesem Alp zu befreien, würde Gott aus tiefster Seele danken, daß er mich gewürdigt hat, sein Werkzeug zum Wohl der Gesamtmenschheit zu werden, und Ihr besitzt das alles, Ihr seid der rechte Mann, den Gott durch offenbare Wunder an den rechten Ort gestellt hat und Ihr wollt Euren Posten verlassen, um in Erez Isroel zu leben? Ich habe vielleicht dieselbe Sehnsucht wie Ihr nach dem Lande unserer Väter, aber wenn ich jetzt dort wäre und könnte für Gottes Sache in Paris wirken wie Ihr, mich duldet es nicht dort, ich würde mit König David sprechen: „Wer gäbe mir Flügel wie die Taube, ich flöge davon und möchte dort wohnen“; und Ihr wohnt dort und macht Euch Bedenken, die keine sind. Rabbi Moscheh, ich verstehe Euch nicht! Würzte

ich in Rußland einen Zweiten, der so viel Gottesfurcht mit so viel Weltfittte verbindet, ich würde ihn aufsuchen und auf Euch verzichten, aber so kann ich Euch nur frei geben, wenn Ihr noch weiter darauf beharrt."

"Der Rabbi kennt Paris nicht", entgegnete Meifels, "kennt nicht die Gemeinheit und Niederträchtigkeit, die sich dort breit macht und alles verpestet, was sich ihr nähert. Würde der Rabbi es kennen, so würde er mir nicht raten, dorthin zurückzukehren, und noch weniger würde der Rabbi selber dorthin gehen wollen, statt im Heiligen Lande Gott und seiner Thora zu leben und an der eigenen Selbstvervollkommnung zu arbeiten, das mag mir der Rabbi glauben."

"Das glaube ich Euch nicht, Rabbi Moscheh. Paris kenne ich allerdings nicht. Aber so schlecht es auch sein mag, schlechter als Mizrajim, verworfener als es der ägyptische Königshof war, ist es nicht. Und das hat Moscheh und Aron dennoch nicht zurückgehalten, diesen Königshof aufzusuchen, um dort für ihr Volk zu wirken. Sie hätten in der Zurückgezogenheit bei ihren Herden gewiß besser und leichter an ihrer Selbstvollendung arbeiten können! So dachten Mordochai und Esther nicht, die den persischen Königshof aufsuchten, um ihr Volk zu retten! Wenn Ihr mir nicht folgen wollt, diesen unseren höchsten Vorbildern müßt Ihr folgen. Was hätte ich auch von aller Selbstvervollkommnung, wenn ich sie nicht in den Dienst meines Volkes stellen könnte, wenn mein Volk durch den verschlagenen

Korfen seine Emuno verliert und ich als ein vollendetes Engel all diesem Jammer untätig zuschauen sollte? „Wie könnte ich den Ruin meines Volkes überleben?“ So hat Esther gesprochen, so müssen auch wir sprechen und ihrem Beispiel gemäß handeln; und Ihr wollt nicht? Seid Ihr denn — —“

„Genug, Rabbi, ich werde wollen!“ fiel Meifels dem Raw in die Rede. „Hier habt Ihr meinen Handschlag zum zweitenmale, ich werde im Sinne des Rabbi handeln, wie ich es bisher getan habe, so zuwider mir diese Handlungsweise auch ist! Wenn der Rabbi das, was ich für eine schwere Awero (Sünde) hielt, für eine große Mizwo (Pflichttat) erklärt, so füge ich mich der Weisheit des Rabbi und bin meinem Gewissen und Gott gegenüber gedeckt.“

Meifels hielt dem Raw die Hand zum Handschlag hin, doch dieser nahm ihn nicht entgegen. „Ihr wollt ferner handeln“, bemerkte der Raw, „wie Ihr bisher gehandelt habt? Mit diesen Bedenken und Zweifeln im Herzen kann ich mir nicht denken, daß Ihr mit Aufgebot Eurer ganzen Kraft unserer Sache gedient habt. Bevor ich Euren Handschlag entgegennehme, muß ich Euch bitten, mir doch zunächst etwas über Eure bisherige Wirksamkeit mitteilen zu wollen; wollt Ihr das?“

„Gewiß!“ entgegnete Meifels. „Ich habe meinen schweren, inneren Bedenken niemals einen Einfluß auf meine Handlungsweise gestattet; davon hat mich mein dem Rabbi gegebenes Ver-

sprechen zurückgehalten. Jede bessere innere Regung habe ich zurückgedrängt und habe gewissenhaft und wie der Rabbi sich bald selbst überzeugen wird, mit Erfolg meines Amtes gewaltet. Dadurch hatte ich eben so schwer unter dem Zwiespalt zwischen meinem inneren und meinem äußeren Menschen zu leiden. Aber das ist jetzt durch das Wort des Rabbi überwunden, jetzt kann ich auch viel unbefangener alles dem Rabbi berichten."

Biesler hatte während dieser Unterhaltung wiederholt das Zimmer verlassen und war bei den letzten Worten Weisels erst wieder eingetreten. Er schützte dringende Geschäfte vor, um seine beiden Gäste allein lassen zu können. Doch diese, welche den feinen Zartsinn ihres Wirtes kannten, meinten, er könne kein Geschäft haben, das so dringend sei, wie dies, worum es sich hier handle und baten ihn so inständig zu bleiben, daß er sich diesem Verlangen nicht widersetzen konnte und nun mit gespannter Aufmerksamkeit den Mittheilungen Weisels folgte.

XXV.

"Soll ich Re-Seder (der Reihenfolge nach) berichten, oder will der Rabbi lieber einzelne Fragen an mich stellen?" fragte einleitend Weisels.

"Beides, Rabbi Moscheh. Mich beschäftigt eine dringende Frage, deren Beantwortung Euch reichlich Gelegenheit bieten wird, daran Euren Bericht anzulehnen."

„Und welche Frage ist das?“

„Sie betrifft unseren Kaiser, Alexander I. Gott möge seine Majestät immer glorreicher gestalten. Als ich Euch Euren Handschlag vor nun fast zehn Jahren abnahm, war er kurz zuvor auf den Thron gelangt. Damals dachte noch niemand an die Möglichkeit eines Krieges zwischen Rußland und Frankreich. Ich sagte Euch jedoch, daß dieser Krieg unvermeidlich ist, daß Rußland berufen ist, Napoleon zu stürzen. Czar Alexander, der von Haus aus ein Verehrer und schwärmerischer Bewunderer Napoleons war, sollte gewarnt und bestimmt werden, sich von Napoleon nicht umgarnen zu lassen, sondern die Beziehungen mit ihm zu brechen und sich ihm als erklärten Feind gegenüber zu stellen. Erinnert Ihr Euch noch alles dessen?“

„Gewiß“, entgegnete Meißels.

„Seitdem sind nun fast zehn Jahre verflossen. Der französisch-russische Krieg, den man damals für etwas undenkbares hielt, hat heute bereits so an Wahrscheinlichkeit gewonnen, daß jeder mit seiner Möglichkeit rechnet, jeder, mit einziger Ausnahme des Czaren. Wie ist das möglich? Wie ist das zu erklären? Er hat erst vor wenigen Jahren im Frieden von Tilsit sich aufs neue mit ihm verbündet. Im Jahre 1808 haben beide ihr herzliches Einvernehmen zu Erfurt vor aller Welt so nachdrücklich bekundet, daß niemand an ihrer Freundschaft zweifeln kann, und Ihr sagt, Ihr hättet eine erfolgreiche Thätigkeit in meinem Sinne entfaltet?! Was habt Ihr

getan, was könnt Ihr getan haben, wenn unser Kaiser nicht gewonnen ist?"

"Hierüber kann ich den Rabbi vollkommen beruhigen. Unser Kaiser ist heute der erbitterte Feind Napoleons und er weiß, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Rußland unvermeidlich ist. Aber er sucht Napoleon über seine wahre Gesinnung zu täuschen, da die Zeit zum Vosschlagen noch nicht gekommen ist. Diese Zeit muß von Napoleon bestimmt werden und sie wird, wie ich glaube, bald anbrechen, früher als selbst eingeweihte Staatsmänner glauben."

"Ist die feindliche Gesinnung unseres Kaisers gegen Napoleon Eure bloße Ansicht, oder habt Ihr Beweise dafür?"

"Die Entfremdung der beiden Kaiser reicht zwei Jahre zurück, sie hat aber in den allerjüngsten Tagen eine Verschärfung erfahren, die den Charakter ausgesprochener Feindseligkeit hat und den Krieg täglich ausbrechen lassen kann, wenn auch beide Kaiser ein Interesse daran haben, noch den Schein des Friedens zu wahren."

"Und die Beweise dafür?" fragte der Rabbi erregt. "Aber bevor Ihr sie bringt, bitte ich Euch, nicht von zwei Kaisern zu sprechen, wenn Ihr von unserem Kaiser Alexander und Napoleon sprecht. Unser Kaiser ist wirklich ein Kaiser, und zwar ist er es von Gottes Gnaden, aber der französische Emporkömmling hat sich diesen Titel nur angemacht. Er leugnet Gott; nach dieser seiner Leugnung kann er sich ja nicht von Gott eingesetzt halten. Er verdient es nicht, in

einem und demselben Atemzug mit unserem glorreichen Kaiser genannt zu werden."

Meißels war ganz betreten von dieser unbeugsamen Charaktergröße. Während ganz Europa huldigend vor Napoleon zu Füßen lag, während alle gekrönten Häupter der Erde ihn als einen der ihrigen anerkannten, versagte ihm dieser Geistesfürst die Anerkennung auch durch jedes Wort der Unterhaltung, das einer derartigen Deutung fähig war. Meißels versprach diesem Wunsch Rechnung zu tragen und fuhr fort:

„Die Tilsiter Vereinbarung zwischen Alexander I. und Napoleon war etwas Unnatürliches, das zeigt die ganze Veranstaltung des Erfurter Kongresses, bei dem sich diese Verbindung schon zu lockern begann. Im folgenden Jahre trat schon eine förmliche Spannung ein. Alexander hatte sich durch sein Vorgehen in Spanien sowie durch seine Sympathien für die deutschen Patrioten Zweideutigkeiten zu Schulden kommen lassen, an welchen sich Napoleon stoßen mußte. Auch die vertragmäßige Hilfe gegen Oesterreich leistete Alexander nur notgedrängt und in beschränkter Weise. Napoleon erbitterte dagegen unseren Kaiser durch die Vergrößerung des Herzogtums Warschau und durch seine Sympathien für die Errichtung eines Königreichs Polen."

„Ist dieser Gegensatz direkt oder indirekt durch Euch veranlaßt oder doch verschärft worden?"

„Nein, Rabbi, das alles hat sich ganz ohne meine Mitwirkung vollzogen. Dagegen darf ich

es als mein Verdienst ansehen, daß eine verwandtschaftliche Verbindung zwischen Napoleon und dem russischen Kaiserhause hintertrieben wurde."

"Verstehe ich Euch recht? Ein Schidduch (Verlobung), zwischen unserem Kaiserhaus und Napoleon?"

"So ist's, Rabbi, Napoleon wollte eine russische Prinzessin heiraten und unser Kaiser war sehr geneigt dazu. Nicht aus innerem Drang; die Verehrung unseres Kaisers für Napoleon war damals längst einer nüchternen Erwägung gewichen. Aber aus politischen Gründen war unser Kaiser sehr für eine solche Verbindung. Es wäre ein feiner diplomatischer Schachzug gewesen, den Eroberungsgelüsten Napoleons an der russischen Grenze eine Schranke zu setzen. Eine russische Prinzessin als französische Kaiserin hätte die Westgrenze Rußlands vor Napoleon sicherer geschützt als Hunderttausende von Soldaten. Es ist mir nun mit Gottes Hilfe gelungen, die Kaiserin-Mutter gegen dieses Projekt zu gewinnen und daran ist es gescheitert. Die Verhandlungen waren schon weit vorgeschritten, als die Kaiserin-Mutter durch ihre entschiedene Abneigung gegen diese Verbindung sie vereitelte. Man schützte die große Jugend der Prinzessin vor und die Sache unterblieb. Inzwischen hat Metternich die Idee einer Verbindung Napoleons mit einer österreichischen Prinzessin angeregt und sie auch wirklich ausgeführt. Er glaubt die russische Diplomatie damit überflügelt zu haben und

vielleicht hat er damit Recht, wenn man die Angelegenheit lediglich von ihrer politischen Seite aus betrachtet. Aber für mich war ausschließlich die Auffassung des Rabbi maßgebend, die nicht in dem Frieden, sondern in dem Krieg mit Napoleon das Heil der Zukunft erblickt."

"Gott sei Dank, Rabbi Moscheh, für diese Tat; und nächst Gott Euch. Habt Ihr die Kaiserin-Mutter selber gesprochen?"

"Ich habe sie nie gesehen und sie weiß wahrscheinlich nichts von meinem Dasein. Es ist das durch hochgestellte, einflußreiche Persönlichkeiten geschehen, die ich auf großen Umwegen für unsere Sache gewonnen habe. In der Staatsmaschine sind wie bei jeder anderen Maschine diejenigen Federn und Räder, welche sich dem äußeren Blick entziehen, die bedeutsamsten. Wenn ich die Wege, Begegnungen und Besprechungen aufzählen wollte, die für diesen Punkt allein nötig waren, und die greifbaren Missethäter (Wunder), ohne welche er nicht zu erreichen gewesen wäre, sie würden ein ganzes Buch füllen. Aber wir brauchen dabei uns nicht aufzuhalten. Durch die allerneuesten Ereignisse, die in der großen Welt noch keinem bekannt und jedenfalls noch nicht in ihrer ganzen Bedeutsamkeit gewürdigt sind, ist das Band zwischen unserem Kaiser und Napoleon vollständig zerissen."

"Darf ich diese Ereignisse wissen?" fragte der Kaw gespannt.

"Diese Ereignisse darf jeder wissen und sie werden in wenigen Tagen allgemein bekannt sein

zum Teil sind sie es bereits. Napoleon hat im Laufe dieses Jahres den Kirchenstaat für eine französische Provinz erklärt, hat Hannover mittelbar mit Frankreich vereinigt und hat seine gegen England gerichtete Kontinentalsperre derart erweitert, daß dadurch alle mit ihm verbündeten Staaten den größten Schaden erlitten, alles Maßnahmen, die unseren Kaiser mit großem Unwillen erfüllten. Auf's äußerste wurde jedoch der Czar durch die in diesem Monat erfolgte Einverleibung der deutschen Nordseeküste in Frankreich erbittert. Denn bei dieser Gelegenheit wurde auch ein Angehöriger des russischen Kaiserhauses, der Herzog von Oldenburg, seines Landes beraubt, eine Rücksichtslosigkeit, die unser Kaiser als direkt gegen ihn selbst gerichtet ansieht. Andererseits hat auch der Czar vor wenigen Tagen einen Schritt getan, welcher gewissermaßen als eine Kündigung des Bündnisses mit Napoleon anzusehen ist: er hat die Einfuhr von Kolonialwaren in Rußland auf neutralen Schiffen für erlaubt erklärt. Gleichzeitig hat er einen neuen Zolltarif veröffentlicht, in welchem einige französische Waren verboten, andere hoch besteuert werden. Die verbotenen französischen Waren wurden wie die verbotenen englischen verbrannt. Seitdem stehen sich Alexander I. und Napoleon feindlich gegenüber, wenngleich beide ein Interesse daran haben, den Schein des Friedens noch zu wahren."

Bei diesen Worten erhob sich der Rabbi und sprach den beim Empfang einer guten Botschaft

vorgeschriebenen Segensspruch. Er reichte Weisels die Hand und sprach:

„Verzeiht, wenn ich bei meiner Unkenntnis aller Vorgänge auch nur einen Augenblick an Euch irre werden konnte. Ihr braucht mir Eure Gewissenhaftigkeit durch keinen Handschlag mehr zu bestätigen. Ihr habt bereits so Großes mit Gottes Hilfe vollbracht, daß ich sicher bin, Ihr werdet die große Witzwo, die Ihr begonnen, mit demselben Geschick und demselben Erfolg zu Ende führen. Wie lange glaubt Ihr, daß es noch dauern kann, bis es zum Kriege zwischen Frankreich und Rußland kommt?“

„Es wird nach meiner Schätzung zum wenigsten noch zwei Jahre dauern, vielleicht auch etwas mehr. Es sprechen dabei so viele Umstände und Einflüsse mit, daß man mit voller Sicherheit den Zeitpunkt nicht feststellen kann. Der Rabbi hat mich vorhin berichtet, als ich Napoleon einen Kaiser nannte. Vielleicht darf ich mir auch eine kleine Richtigstellung gestatten, wenn der Rabbi von einem Krieg mit Frankreich statt mit Napoleon spricht. Frankreich will keinen Krieg, so wenig wie die übrigen Länder und Völker Europas. Es gährt gewaltig in allen Staaten und vielleicht am meisten in Frankreich selbst. Man ist des blutigen, eisernen Joches müde, das der korsische Eroberer allen Völkern aufgedrängt hat. Man sucht sich im Geheimen von diesem blutdürstigen Abenteuerer zu befreien. Eine Kugel aus der Hand eines mutigen Verschwörers kann über Nacht

das mit so viel Blut und Glend aufgeführte napoleonische Kartenthaus über den Haufen werfen. Das weiß niemand besser als Napoleon selbst. Er muß daher seine Franzosen mit neuen blutigen Vorbeeren in Atem halten, wenn er nicht selber unterliegen will. Unter diesen Umständen wäre es auch möglich, daß er den Krieg mit Rußland früher vom Zaune bricht, als ihm selber recht ist. Falls aber kein unvorhergesehenes derartiges Ereignis eintritt, glaube ich, daß es noch zwei Jahre mindestens dauert, bis der Krieg eröffnet wird; und eine solche Verzögerung ist besonders im russischen Interesse zu wünschen."

"In unserem Interesse?" fragte belommen der Rabbi.

"In unserem Interesse. Rußland ist noch so gut wie gar nicht auf den großen Krieg vorbereitet, während es Napoleon immer ist. Das ist der Grund meines Aufenthalts in St. Petersburg. Unsere Botschaft in Paris hat mich an das russische Kriegsministerium geschickt, um ihm die großen, umfassenden Rüstungen mitzuteilen, die Napoleon für seinen geplanten russischen Feldzug in aller Stille trifft. Bei uns in Rußland ist bisher so gut wie gar nichts geschehen, wenn nicht sofort die erforderlichen Schritte, die Bewilligung der erforderlichen Summen, die Ausrüstung der Truppenteile, der Entwurf eines Feldzugplanes in Angriff genommen wird, sind wir nach menschlicher Berechnung sicher verloren."

„Wie lange werdet Ihr in St. Petersburg bleiben?“ fragte der Rabbi.

„Meine hiesige Mission ist bereits erfüllt, so daß ich täglich nach Paris zurückreisen kann. Der Kaiser ist bereits von dem Kriegsminister über alles unterrichtet und ist für eine sofortige Inangriffnahme der Vorbereitungen zu einem Kriege mit Napoleon. Aber es hat sich dabei eine neue Schwierigkeit ergeben. Um mit Erfolg die Rüstungen zu einem Kriege zu beginnen, wäre es von Wichtigkeit, den Feldzugsplan Napoleons zu kennen. Ich soll nach Paris zurückreisen und den Napoleonischen Kriegsplan in Erfahrung zu bringen suchen. Das ist eine schwere Aufgabe, obwohl man mir gesagt hat, daß ich jede Summe dafür verwenden kann, die dafür erforderlich ist.“

„Ist denn der Plan für einen Krieg gegen Rußland, der nach Eurer Schätzung in frühestens zwei Jahren erst erfolgen soll, schon entworfen?“

„Ich weiß es nicht; aber ich vermute es. Darüber werde ich mich zunächst in Paris vergewissern müssen. Das ist unter Umständen zu erfahren. Napoleons Kriegsminister ist für russische Rubel sehr empfänglich. Für hunderttausend Rubel ist von ihm alles zu erfahren, was er selber weiß. Aber ob er etwas weiß, muß zunächst festgestellt werden. Napoleon ist sehr selbstständig im Ausarbeiten von Kriegsplänen und teilt sie zumeist seinen Generälen und dem Kriegsminister erst mit, wenn sie bereits voll-

kommen feststehen. Ein solcher Kriegsminister ist auch imstande, falsche Nachrichten zu liefern, um sich seine 100 000 Rubel zu sichern. Man kann sich daher auf ihn allein nicht verlassen und muß noch andere Quellen ausfindig machen, um die Mitteilungen des Kriegsministers auf ihre Zuverlässigkeit kontrollieren zu können. Bis jetzt habe ich mich immer im Hintergrund gehalten, aber jetzt muß ich zusehen, daß ich mit Napoleon persönlich in Beziehung trete. Bei dem Mißtrauen, das er gegen Rußland hat, ist das keine leichte Aufgabe. Wer ihr mit dem ganzen Ernst, den sie erfordert, gerecht werden will, der wagt sein Leben, so gewiß, wie jemand, der in eine Löwenhöhle tritt. Bin ich berechtigt, mein Leben aufs Spiel zu setzen, darf ich mein Leben wagen, um diese Mission erfüllen zu können? Das ist es, was ich den Rabbi fragen wollte, bevor ich diesen verhängnisvollen Schritt tue, deshalb habe ich den Rabbi aufgesucht und erblicke eine göttliche Fügung darin, daß mir dies sofort gelungen ist."

"Rabbi Moscheh," entgegnete ernst der Raw, "Ihr seid nicht nur berechtigt, Ihr seid verpflichtet, selbst mit Gefahr Eures Lebens alles zu tun, was Ihr in der Sache tun könnt. Wenn Ihr es in reiner, selbstloser Absicht, nicht mit Rücksicht auf Ehre oder Geld, sondern nur Beschem Schomajim (um Gotteswillen) tut, wird es Euch gelingen, und es wird Euch kein Haar gekrümmt werden. Das ist der Sinn des Wortes im 119. Psalm, V. 161: „Fürsten stellen mir

erfolglos nach, wenn (nicht vor ihnen, sondern) vor deinem Worte mein Herz zittert.“ Prägt Euch dieses Wort ein, nehmt es mit auf den Weg, den Ihr zu gehen vor habt und seid unbesorgt.“

Darauf erhob sich der Rabbi, legte segnend die Hände auf Meisels Haupt und sprach in der heiligen Sprache die Worte aus dem 91 Psalm:

„Nichts Böses wird Dich treffen und kein Leid Deinem Zelte nahen, denn seine Engel entbietet er Dir, Dich zu hüten auf all deinen Wegen. Auf Händen werden sie dich tragen, daß dein Fuß an keinen Stein stoßen wird. Ueber Schakal und Otter wirst du hinschreiten, wirst den Löwen und den Drachen niedertreten. Denn wer an mir seine Lust hat, den rette ich, hebe ihn hoch empor, denn er kennt meinen Namen. Ruft er zu mir, so erhöere ich ihn, bin mit ihm in der Not, mache ihn frei und bringe ihn zu Ehren, mit langer Dauer seiner Tage sättige ich ihn und lasse ihn meine Hilfe schauen.“

„Amen! Amen!“ sprachen Meisels und Stefler und erhoben sich von ihren Sitzen.

Zu Stefler gewandt sprach Meisels: „Mit dem Segen des Rabbi werde ich ohne Furcht und Bedenken meine große Aufgabe antreten und sie mit Gottes Hilfe ausführen. Aber Ihr, Rabbi Mordochai, müßt auch mithelfen. Ich

habe eine große Bitte an Euch, von deren Erfüllung die Lösung meiner Aufgabe wesentlich abhängen wird, wollt Ihr sie mir gewähren?"

„Was in meiner Kraft steht, stelle ich Euch jeden Augenblick zur Verfügung, sagt es nur frei heraus“, entgegnete Dieflex.

„Gebt mir Euren Reb Schmelke mit nach Paris; dann reise ich morgen so Gott will ab. Ich habe dort nicht einen einzigen zuverlässigen Menschen, dem ich ohne Rückhalt vertrauen kann. Es kann öfter vorkommen, daß ich den Rabbi um seinen Rat in schwierigen Angelegenheiten bitten muß, oft muß ich wichtige politische Nachrichten nach Petersburg berichten, die man weder der Post, noch einem Kurrier anvertrauen kann. Wenn ich einen Mann wie Euren Rabbi Schmelke hätte, den könnte ich von Paris hierher schicken, ohne ihm eine Zeile Geschriebenes mitzugeben, und ich könnte ebenso wieder die Nachrichten von hier nach Paris erhalten. Auch fehlt es mir an Gelegenheit zum gemeinschaftlichen Thoralernen; ich will ihm gern das Doppelte dessen zahlen, was Ihr ihm gebt. Wollt Ihr mir dieses Opfer bringen?"

„Von ganzem Herzen“, entgegnete Dieflex. „Ich bringe es ja nicht so sehr Euch, als der guten Sache und kann Euch nicht sagen, wie hoch es mich beglückt, dafür auch etwas leisten zu können, ja ich darf wohl sagen, wirklich ein großes Opfer zu bringen, denn ich trenne mich nur schwer von diesem großen, bescheidenen und verschwiegenen Gelehrten. Aber für diese große

Wizwo gibt es kein Opfer, das ich nicht mit Freuden brächte."

Am folgenden Tage reiste Rabbi Moscheh Weisels mit Reb Schmelke nach Paris, und einen Tag später fuhr der Raw wieder nach Lodi zurück.

XXVI.

Seit der Petersburger Zusammenkunft waren fünf Viertel Jahre dahin gegangen, ohne daß der Raw eine direkte Nachricht von Rabbi Moscheh Weisels aus Paris erhalten hatte. Dagegen hatte Rabbi Schmelke wiederholt an Viesler geschrieben, worüber dieser dem Raw nach dem Empfang eines jeden Briefes Mitteilung zugehen ließ. Nur einmal enthielt ein Brief von Rabbi Schmelke Grüße seines Herrn an den Raw mit der kurzen Versicherung, daß alles seinen guten Gang gehe. Seitdem lebte der Raw in einer fortwährenden Aufregung, da er täglich auf die Nachricht von dem Beginn des russisch-französischen Krieges hoffte. Es war ja überhaupt jene Zeit vor hundert Jahren eine ungewöhnlich politisch erregte, deren Erregung bis in die weltentlegensten Teile des russischen Reichs gedrungen war und Hoch und Nieder, Jung und Alt bewegte.

Diese Erregung fand besonders am Purim des Jahres 5572 (1812) ihren Ausdruck, wenn auch ihr tiefer, welterschütternder Ernst von der oft überschäumenden Purimfreude für die kurze Zeit des Purimfestes zurückgedrängt wurde. In

den gastlichen Räumen des Kaw wogte eine bunte Schar von Masken in lauter Fröhlichkeit. Es waren meist Schüler des Kaw, aber auch vereinzelte Mitglieder der Gemeinde, die sich hier zusammenfanden. Napoleon war in sechs Exemplaren vertreten und Kaiser Alexander in noch größerer Zahl, ferner vereinzelte Fürsten anderer europäischer Staaten, hohe Militärs und Diplomaten, alle gaben sich heute beim Kaw ein Rendez-vous und behandelten die politische Weltlage aus der Vogelperspektive des Burimhumors.

„Napoleon Hoch!“ rief eine angeheiterte Maske so laut, daß es das ganze Gesumme des Maskenschwarms übertönte. — Sofort packten sie zwei handfeste Pristaws (Polizisten) und führten sie vor den Platz des Rabbi.

„Dieser Mensch hat die Chuzpo (Frechheit), Napoleon hoch leben zu lassen; was soll seine Strafe sein? Eine Flasche Meth ist für einen solchen Hochverrat viel zu wenig.“

„Man darf auch den schwersten Verbrecher nicht verurteilen, ohne ihn gehört zu haben“, entgegnete lächelnd der Kaw. „Der Angeklagte hat das Wort.“

„Ich habe allerdings Napoleon hoch leben lassen, aber man hat mich nicht zu Ende reden lassen. Ich meinte fünfzig Ellen hoch, wie Homon am Galgen.“

„Dann bekommen die zwei Ankläger die Strafe, die sie dem falsch Verdächtigten zugebracht hatten, jeder eine Flasche Meth.“

In einer anderen Ecke des dichtgefüllten Saales stritten zwei Masken, die als Chosid und Misnaged verkleidet waren. Als dem Misnaged die Gründe ausgegangen waren, schrie er in die Masse hinein: Die Chassidim sind lauter Narren und Lügner!"

Ein solcher Mißbrauch der Redefreiheit war selbst am Purim unerhört. Als der Verbrecher zur Aburteilung vor den Raw geführt wurde, legte dieser die Stirne in Falten und erklärte:

„Eine solche Neußerung ist ein Kapitalverbrechen; da ist es nach Din Thora (göttlichem Recht) Vorschrift, alle Milderungsgründe zu finden, die einen Freispruch bewirken können. Er hat uns Narren genannt und Lügner. Gut. Von einem Narren sagt Schelomo, daß er alles glaubt. Narr ist daher nur eine Umschreibung von gläubig, und gläubig sind wir und rühmen uns sogar dessen. Der Midrasch sagt ferner, daß, als Gott den ersten Menschen schaffen wollte, die Engel baten, ihn nicht zu schaffen, denn er werde voller Lügen sein. Nun hat aber Gott den Menschen trotzdem geschaffen, hat sich also an den Lügen nicht gestoßen, und wir sollten eine Beleidigung darin erblicken? Ich spreche ihn daher frei.“

„Aber“, entgegnete der Gegner des Freigesprochenen, „der Misnaged hat auch vorhin vor Zeugen erklärt, daß Moschiach (der Messias), den wir täglich erwarten, kein Chosid, sondern ein Misnaged sein werde, solche lästerliche Behauptungen sind doch unerträglich.“

„Damit hat er die volle Wahrheit gesagt“, entgegnete der Raw.

Alles hing an den Lippen des Raw, wie er selbst diese Ungeheuerlichkeit rechtfertigen werde. Doch dieser fuhr mit heiterem Lächeln fort:

„Die erste Bedingung für die Vollführung seiner welterlösenden Sendung ist bei Moschiach, daß er allenthalben Glauben findet. Würde er nun ein Chosid sein, so würden ihm die Misnagdim nicht glauben, dafür sind sie eben Misnagdim. Wir Chassidim aber sind gläubig, selbst einem Misnaged und nun gar Moschiach gegenüber, deswegen kann er kein Chosid, sondern muß ein Misnaged sein.“

Dem milden Urteil des Rabbi folgte lauter Beifall, an dem sich alle Anwesenden beteiligten. Wer das bunte Gewoge aufmerksam beobachtete, dem hätte eine Maske nicht entgehen können, die seit etwa einer Stunde sich hier bewegte, ohne an dem lauten Jubel aller Anwesenden teilzunehmen. Sie suchte fortwährend in die Nähe des Rabbi zu kommen, doch das war nicht leicht, denn der gastliche Hausherr war fortwährend von einem dichten Kreis seiner Getreuen umgeben, die einen undurchdringlichen Ring um ihn zogen. Aber in dem lauten Leben und Treiben war jeder zu sehr mit sich beschäftigt, als daß er einen prüfenden Blick für seine Umgebung übrig gehabt hätte. Nur der Rabbi hatte seit einiger Zeit die Maske beobachtet und es war ihm nicht entgangen, daß sie sich erfolglos alle Mühe gab, in seine Nähe zu gelangen. Als ihm ein neuer Streitfall zur

Entscheidung vorgebracht wurde, meinte er, die Sache sei zu wichtig, als daß er sie allein entscheiden könne. „Ich werde mir aus den anwesenden Rechtskundigen zwei für ein Bes-din (Richter-Kollegium) aussuchen.“

Dabei erhob er sich, ließ sein Auge über die Versammelten schweifen und suchte zwei Masken heraus, von welchen eine, die schweigsame war, und sagte dann, er wolle jedem der nun gewählten Richter seine Instruktionen für das neue Amt geben. Darauf sprach er leise zu der Maske:

„Ihr sucht schon die ganze Zeit in meine Nähe zu kommen, habt Ihr ein besonderes Anliegen?“

„Der Rabbi ist gut und weise wie ein Engel des Himmels, kennt mich der Rabbi?“

„Ich kenne Euch nicht, wie wäre das auch möglich! Ihr seid so sorgfältig verhüllt und verummmt, daß ich mich daran gestoßen habe. Alle anderen Maskierten wollen gerne erkannt sein, damit die allgemeine Anerkennung für ihre guten Einfälle an die rechte Adresse kommt. Deshalb verkleiden sie sich nur sehr ungenügend. Aber Ihr steckt so tief in Eurer Perrücke und Eurer Maske und seid dabei so schweigsam, daß es mir aufgefallen ist. Erst jetzt, wo ich Euch sprechen höre, finde ich eine Ähnlichkeit mit der Stimme eines teuren Freundes heraus, dessen Statur Ihr auch habt. Aber er wohnt weit von hier und kann jetzt unmöglich hier sein.“

„Er ist aber doch hier und er muß Euch

dringend heute Abend noch eine Stunde lang allein sprechen. Wird das möglich sein? Morgen in aller Frühe muß ich nach St. Petersburg weiterreisen."

"Scholaum Alechem (Friede mit Euch), Reb Schmelke. Wir dürfen jetzt nicht weiter sprechen ohne beachtet zu werden. Sobald ich mich frei machen kann, ziehe ich mich zurück, und Ihr folgt mir auf dem Fuße nach."

Zwei Stunden später saßen in seinem Vernzimmer der Raw und Reb Schmelke sich einander gegenüber. Der Raw reichte seinem Gaste beide Hände und meinte:

"Eine größere Ueberraschung und eine reinere Purimfreude hätte mir nicht widerfahren können, als Euer Besuch, gerade am Purim. Und mit wieviel Chochmo (Weisheit) Ihr es eingerichtet habt, gerade auf Purim zu kommen, wo Euch in Eurer Verkleidung keiner kennt. Ich denke, daß Ihr auch gute Nachrichten über den französischen Homon und seinen Fall bringt; ich sehe es Euch an, ist's nicht so? Aber berichtet alles der Reihe nach."

"Meine Weisheit ist nicht weit her; auch der Plan, auf Purim hierher zu kommen, geht von Rabbi Moscheh Meisels aus. Das ist ein Chochom (Weiser), über den man jeden Tag Brocho (einen Segensspruch) sagen sollte. Und dabei ist er ein großer Talmid Chochom (Thora-Gelehrter) und ein noch größerer Jore (Gottesfürchtiger). Solche gelernte, gottesfürchtige Männer gibt es ja Boruch Haschem (Gott sei

Dank) bei uns in Rußland viele, die darin noch größer sind. Aber als Baal Derech Erez (Mann von feiner Weltfite) steht er einzig da. Wenn wir beisammen sitzen und lernen und es wird irgend ein hoher Diplomat angemeldet, wenn er dann seinen langen Chalut auszieht, das schwarze Käppchen ablegt, die Peies (Schläfenlocken) hinter das Ohr streift und sich in heintweltige, französische Kleider steckt, dann kenne ich ihn selber nicht wieder. Wenn ich dann hinter der halbgeöffneten Türe ihn französisch reden höre, als ob er ein geborener Franzose wäre, und wie er mit seiner Chochmo alle hoch überragt, dann meine ich, das müsse ein anderer Mensch sein, das wäre gar nicht Rabbi Moscheh. Er bewegt sich auf dem Parkett von Grafen und Fürsten mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit wie auf den verschlungenen Wegen des Talmud. Ich brauche dem Rabbi weiter nichts zu sagen als das eine: Rabbi Moscheh hat eine Audienz bei Napoleon selber gehabt, es ist ihm gelungen, den französischen Kriegsplan gegen Rußland heraus zu bekommen, hier ist er."

Bei diesen Worten nahm er ein großes, versiegeltes Couvert aus der Brusttasche und legte es vor den Rabbi hin.

"Wie hat Rabbi Moscheh das zuwege gebracht?" fragte in freudigem Erstaunen der Rabbi.

"Wie? Rabbi Moscheh bringt alles fertig, er erfreut sich eines wunderbaren himmlischen Beistandes, aber die Sache hätte ihm fast das Leben gekostet. Ich kann mich bei allen

Einzelheiten jetzt nicht aufhalten, denn die Zeit drängt. Ich muß gleichzeitig mit dem Obersten Tschernitschew in St. Petersburg sein und bin von Rabbi Moscheh beauftragt, noch vorher um den Rat des Rabbi zu bitten."

"Das eine müßt Ihr mir noch erzählen, wie Rabbi Moscheh zu einer Audienz bei Napoleon kam, wie er den Kriegsplan erhielt und wieso ihm das fast das Leben gekostet hätte; dann lasse ich Euch ohne Unterbrechung alles weiter berichten, worüber Ihr mich befragen wollt."

"Unser Gesandter in Paris, Fürst Kurakin, ist ein sehr harmloser Mann, der keineswegs den Schwierigkeiten gewachsen ist, die ein so verantwortungsvoller Posten auf Schritt und Tritt bietet. Aber in richtiger Kenntnis der Sachlage hat ihm unser Kaiser den Kosaken-Oberst Tschernitschew beigegeben, der an Verschlagenheit, Wagemut und Ausdauer kaum von einem anderen übertroffen wird. Mit diesem war Rabbi Moscheh schon von Wilna her sehr gut bekannt und ihn suchte man für den Plan zu interessiren, den französischen Kriegsplan zu erlangen. Die französischen höheren Beamten sind bis zum Kriegsminister hinauf ebenso bestechlich wie die russischen, der Unterschied besteht höchstens darin, daß man in Paris höhere Summen verlangt als bei uns. Aber daran fehlte es nicht. In seinen Verhandlungen, die Tschernitschew mit dem französischen Kriegsminister führte, verhielt sich letzterer anfänglich entschieden ablehnend. Tschernitschew gewann den Eindruck, daß der Minister nur zu

gewinnen sei, wenn ihm die Ueberzeugung beigebracht werde, man wisse russischerseits bereits so viel von dem ganzen Plane, daß er keinen eigentlichen Verrat begehe, wenn er unsere Kenntnisse lediglich in einigen mehr oder weniger wesentlichen Punkten noch ergänze. Solche Einzelheiten in Erfahrung zu bringen, sollte Rabbi Moscheh's Aufgabe sein."

"Und wie hat er diese Aufgabe gelöst?" fragte gespannt der Rabbi.

"Ich weiß nicht, ob ich dabei mehr den Scharffinn oder mehr die ausdauernde Geduld bewundern soll, die monatelang für alle Kleinarbeit nötig war, um zu diesem Ziele zu gelangen. Wenn Napoleon einen großen Feldzug vorbereitet, so zieht er sich tagelang in sein „Kartenzimmer“ zurück, das ist ein großer Saal in den Tuileries, in welchem an den Wänden und auf langen Tischen Landkarten ausgebreitet sind, aus welchen er die Aufstellung, Formation und den Aufmarsch der Truppen studiert. Er läßt sich dann durch keine Regierungsgeschäfte stören und nur höchst dringende Audienzen empfängt er in diesem Kartensaal und fertigt sie kurz ab. Rabbi Moscheh's Bestrebungen waren nun darauf gerichtet, in diesen Saal zu gelangen und einen Blick in die vor Napoleon ausgebreiteten Karten zu erlangen. Eine fingierte dringliche Angelegenheit aus dem Petersburger Kabinet mußte Wochen lang in Bereitschaft liegen, um sie am geeigneten Tage Napoleon vorzutragen. Durch die leicht gewonnene Dienerschaft der Tuileries

mußte der Tag mitgeteilt werden, an welchem Napoleon in seinem Kartenzimmer Audienzen erteilt. Daß Napoleon mit ungewöhnlichem Eifer an den Vorbereitungen für den russischen Feldzug arbeitet, wußten wir. Ebenso hatten wir die Markierungen in Erfahrung gebracht, daß z. B. die Napoleonischen Truppen durch rote, die russischen durch blaue Striche bezeichnet waren. Gelang es, einen orientierenden Blick auf die Karten zu werfen und diesen im Gedächtnis festzuhalten, so war damit wenigstens so viel erreicht, um den Kriegsminister glauben zu machen, wir seien bereits ohne ihn in alles eingeweiht.“

„Und Rabbi Moscheh hat den Zutritt in den Kartensaal erlangt?“ fragte der Rabbi in gespannter Erwartung.

„Er wurde morgens zehn Uhr zur Audienz befohlen, für die er in Vertretung des durch Unwohlsein verhinderten Fürsten Kurakin von der russischen Gesandtschaft designiert war. Er brachte sein fingiertes dringliches Anliegen vor, ließ aber dabei nicht nur die Blicke über Napoleons Schultern auf die ausgebreiteten Karten gleiten, sondern markierte noch mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf dem rechten Daumen nagel die wichtigsten Linien über Aufstellung und Formation der Truppen. Aber dem Adlerauge Napoleons entgingen weder diese Blicke noch diese Handbewegungen. Er sprang mitten im Satz auf, stürzte auf Rabbi Moscheh zu und donnerte ihm entgegen:

„Sie sind ein Spion und ich lasse Sie sofort erschießen! Wenn auch alle Regierungen ihre Spione haben, daß es aber einer wagt, indem er in Audienz vor mir steht, meine Karten auszuspähen und in meiner Gegenwart sie zu kopieren, das ist ein todeswürdiges Verbrechen, an Ihnen werde ich ein Exempel statuieren!“

Rabbi Moscheh verlor nicht einen Augenblick seine Ruhe. Schon hatte Napoleon seine Hand nach dem Glockenzug ausgestreckt, um durch einen Huissier Rabbi Moscheh festnehmen zu lassen, als er sich plötzlich eines anderen besann:

„Ich werde bei Kaiser Alexander direkte Beschwerde gegen seine hiesige Gesandtschaft erheben, Sie sind entlassen.“

Rabbi Moscheh wollte etwas entgegnen, aber Napoleon wandte ihm den Rücken zu, und so verließ mein Herr den Kartensaal. Was er darin erreichen wollte, war ihm vollkommen gelungen. Er eilte nach Hause, zeichnete auf ein Blatt Papier, was er in Erfahrung gebracht hatte und erst dann erzählte er mir, indem er mir das Blatt übergab, was ihm widerfahren war. Dann bemerkte er mir folgendes:

Dieses Blatt steckt Ihr in Eure Brusttasche und wachet darüber, daß es uns nicht verloren geht. Ich kann jeden Augenblick verhaftet und niedergeschossen werden; jedenfalls wird mir Napoleon ein Rudel geheimer Polizisten auf den Hals schicken, die jeden meiner Schritte überwachen. Ich muß zunächst auf unsere Botschaft, um formell Bericht zu erstatten, da die mich

umgebenden Späher es auffällig finden werden, wenn ich nach einer Audienz bei Napoleon nicht sofort den Fürsten Kurakin auffuche. Wenn man mich auf dem Wege nicht festnimmt, bin ich in spätestens einer Stunde wieder zurück. Wie es mir jetzt möglich sein wird, mit dem französischen Kriegsminister in Verbindung zu treten, das weiß ich selber nicht, denn ein einziger Besuch bei ihm würde mir und ihm den Kopf kosten."

Der Rabbi unterbrach den Bericht mit der Frage:

"Wo ist Rabbi Moscheh, und ist er am Leben?"

"Mein Herr befindet sich wohlbehalten in Paris. Die Dinge haben sich wunderbar gestaltet. Tags darauf besuchte uns ein hoher Beamter des französischen Kriegsministers und sagte meinem Herrn; er komme direkt vom Kriegsminister. Napoleon habe sich mit Bewunderung über den kühnen Wagemut geäußert, der den Löwen in seiner Höhle aufsucht. Napoleon wollte ihn wirklich hinrichten lassen, aber er habe sich plötzlich eines anderen besonnen. Er wollte den Mann, der solchen Heroismus fähig ist, für seine eigenen Dienste gewinnen. Es läge Napoleon ungemein daran, näheres über den russischen Kriegsplan zu erfahren. Wenn er ihm diesen verschaffen wolle, so werde er jeden dafür verlangten Preis zahlen. Wolle er auf den Vorschlag eingehen, so solle er sich direkt zum Kriegsminister begeben und mit ihm das Nähere verabreden, wolle er das aber nicht, so lasse ihn Napoleon als Spion hinrichten. Mein Herr erklärte sich sofort bereit, dem Wunsche Napoleons zu entsprechen und versprach,

noch im Laufe des Tages den Kriegsminister aufzusuchen. Auf diese Weise hat sich Napoleon in seinem eigenen listig gelegten Netze gefangen, denn seitdem konnte mein Herr offen im Kriegsministerium verkehren. Dem Kriegsminister erklärte er vertraulich, daß er um keinen Preis der Welt auf das Anerbieten Napoleons eingehen werde, aber zum Scheine sei er dies allerdings schon zur Erhaltung seines Lebens schuldig. Es fiel ihm nun leicht, den Minister zur Herausgabe des französischen Kriegsplans für eine ungeheuer große Summe zu gewinnen. Die Einzelheiten alle zu erzählen, ist aber die Nacht zu kurz; Tatsache ist, daß ich den Kriegsplan hier habe und daß ich ihn morgen nach St. Petersburg bringe.“

„Mir ist bei Eurem Bericht einiges noch nicht ganz klar,“ bemerkte der Kaw. „Ihr sagt, Rabbi Moscheh habe zum Schein eingewilligt, Napoleon den russischen Kriegsplan zu verschaffen. Dann hätte er doch auch zum Schein nach Rußland gehen müssen, während Ihr sagt, daß er wohlbehalten in Paris lebt. Ferner sagt Ihr, daß Ihr den Kriegsplan in der Tasche habt, um ihn nach St. Petersburg zu bringen, warum bringt ihn Rabbi Moscheh nicht selber?“

„Als mein Herr einen Tag nach seiner Audienz bei Napoleon von dessen Absicht hörte, ihn in französische Dienste nehmen zu wollen, hatte er anfänglich der ganzen Geschichte nicht getraut. Er dachte, daß Napoleon vielleicht die Absicht habe, ihn von Paris fernzuhalten, vielleicht auch,

wenn er die große Reise antrete, ihn unterwegs meuchlings zu überfallen und bei Seite schaffen zu lassen. Denn den Vertreter einer befreundeten Macht ohne weiteres hinzurichten wegen Verdachts der Spionage, der sich auf einen bloßen Blick und eine Handbewegung gründet, wäre eine solche Ungeheuerlichkeit, daß selbst die Willkür eines Napoleon füglich doch davor zurückgeschreckt wäre. Mein Herr glaubte den Verdacht Napoleons nicht besser entkräften zu können, als daß er die Gelegenheit, Paris zu verlassen, nicht benützte. Er sagte dem Kriegsminister, er wolle den Obersten Tschernitschew mit dieser Mission betrauen, der als Militair sich besser dazu eigne und auch bessere Beziehungen zu dem russischen Generalstab habe. Tschernitschew ist auch in der That nach St. Petersburg gereist und kam nach sechs Wochen mit dem russischen Kriegsplan zurück, der heute durch Vermittlung des französischen Kriegsministers in Napoleons Händen ist. Der Plan ist aber tatsächlich falsch und nur zur Irreführung Napoleons ausgearbeitet worden. Mein Herr hat dafür 400,000 Franken bekommen, die er bis auf den letzten Centime Tschernitschew überlassen hat. Jetzt hat mein Herr von Napoleon nichts mehr zu fürchten, er möchte aber jetzt Paris nicht verlassen, weil jeder Tag, ja jede Stunde Ueberraschungen bringt, die keiner so rasch und so sicher erfährt als er und die er dann sofort nach St. Petersburg berichtet."

„Wer sagt Euch aber, daß Ihr nicht selber

die Betrogenen seid, und daß nicht Euer französischer Kriegsplan ebenso zu Eurer Irreführung gefälscht ist wie der russische, den Tschernitschem gebracht hat?"

„Darüber kann der Rabbi vollkommen beruhigt sein, wir sind unserer Sache sicher. Wenn ich dem Rabbi alle Verbindungen aufzählen sollte, die Rabbi Moscheh angeknüpft hat, um sich diese Sicherheit zu verschaffen, würde uns das jetzt zu weit führen. Die Zeit drängt, ich muß spätestens in einer Stunde weiterreisen.“

Und was ist es, worüber Ihr mich befragen wollt?"

„Mein Herr hat mich beauftragt, dem Rabbi folgende Frage vorzulegen. Napoleon hat für den Krieg mit Rußland die umfassendsten Vorbereitungen getroffen und hat persönlich alle Einzelheiten bis auf die untergeordnetsten Punkte festgestellt. Er wird außer seinen französischen Soldaten die Truppen des Rheinbundes, ferner Oesterreich und Preußen, Portugiesen, Spanier, Schweizer, Italiener, Polen und Illyrier gegen Rußland in Bewegung setzen. Außer den eigentlichen Soldaten läßt Napoleon ganze Bünde von Handwerkern, Bäckern, Maurern, Waffenschmieden, Schneidern und Schustern nach Rußland dirigieren. Nach Danzig allein werden 20,000 Mann geschickt, um dort alles herzustellen, was man in Rußland und Polen nur schwer oder gar nicht haben kann. Dazu kommt ein ungeheurer Fuhrpark mit ganzen Wagenzügen zur Beförderung der Gerätschaften und Werk-

zeug für das Geniekorps, sechs Brückenzüge u. dergl. An eigentlichen Soldaten würde nach den von uns erlangten Armeelisten 417,000 Mann gegen Rußland aufmarschieren. Dabei hat der Kriegsminister selber Rabbi Moscheh erklärt, daß diese Zahl nicht vollkommen ist; sie soll auf 509,000 und wahrscheinlich sogar auf über 600,000 Mann ergänzt werden.

Diesem wohldurchdachten Plan, dessen Ausführung eine ganze Völkerwanderung bedeutet, steht Rußland so gut wie unvorbereitet gegenüber. Nach unseren Armeelisten sollen wir 1,200,000 Mann in Bereitschaft haben, wovon 500,000 Mann als wirklich Diensttuende bezeichnet werden, aber das steht alles nur auf dem Papier. In Wirklichkeit haben wir nicht mehr als 300,000 Mann zur Verfügung. Außerdem sind die Gelder, die man zur Anlegung einer dreifachen Linie von Magazinen angewiesen hatte, unterschlagen worden. Unser Kaiser kann oder will die Leute, welche durch ihre Habsucht das russische Reich in Gefahr bringen, nicht zu Verantwortung ziehen."

Der Rabbi seufzte bei diesen Nachrichten tief auf und forderte durch einen Blick seinen Berichterstatter auf, fortzufahren.

„Dazu kommt, daß unser Kaiser durch falsche Berichte bestimmt wird, gerade die edelsten, uneigennützigsten Männer aus seiner Nähe zu weisen. So hat er den Grafen Speranski, bei dem mein Herr bei seinem jüngsten Petersburger Aufenthalt Wohnung genommen hatte, in das

Innere des russischen Reiches verbannt, weil er mit französischen Rechtsgelehrten in Korrespondenz stand, die einen ganz harmlosen Charakter und nur den Zweck hatte, die Vorteile des französischen Rechtsverfahrens für russische Verhältnisse einzuführen. Diese Härte hat meinem Herrn besonders weh getan, da er wie kein anderer in der Lage ist, die Unschuld des Grafen nachzuweisen. Aber er hätte nicht zu Gunsten des Grafen sich verwenden können, ohne sich bei den Feinden des Grafen unmöglich zu machen. Und diese Feinde sind selbst erprobte redliche Ehrenmänner, die vielleicht berufen sind, durch ihren Rat das russische Reich vor der Gefahr zu schützen, vor der es augenblicklich steht. Damit komme ich auf den eigentlichen Punkt, über welchen mein Herr den Rat des Rabbi erbittet.

Zu diesen Feinden des Grafen Speransky zählt der schwedische Baron Armfeld, der General Pfuël und unser gegenwärtiger Kriegsminister Barclay de Tolly. Diese drei Herren treten für einen Kriegsplan ein, den General Pfuël entworfen hat. Dieser Plan gründet sich auf die Eigenart der geographischen Verhältnisse Rußlands und besteht der Hauptsache nach darin, daß man einen Teil des Landes vorerst aufopfern müsse, um desto sicherer das ganze Reich retten zu können. Das russische Heer soll keine entscheidende Schlacht liefern, sondern einen bloßen Verteidigungskrieg führen, dabei aber langsam zurückweichen, alles weit und breit ver-

wüsten und die Franzosen zu ihrem Verderben immer weiter in das Innere locken. Der Krieg soll derart geführt werden, daß man den Feind weiter und weiter in das Landesinnere zieht, um ihn dann an den Schwierigkeiten sich verbluten zu lassen, welche die öde Natur sowie die riesige Ausdehnung des schlecht angebauten und schwach bevölkerten Landes der Verpflegung so ungeheurer Truppenmassen entgegenstellt. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt, daß der Rabbi mich vollkommen verstanden hat?"

„Vollkommen, fährt nur fort.“

„Mit diesem Plan ist unser Kaiser, sein Generalstab und der große Teil des höchsten Adels nicht einverstanden. Sie sind nicht für einen Verteidigungs-, sondern für einen Angriffskrieg. Der Feind soll sofort an der Grenze empfangen und durch eine möglichst bald herbeizuführende Entscheidungsschlacht an weiterem Vordringen verhindert und besiegt, oder doch zum Rückzug gezwungen werden. Sie erklären den Plan des Grafen Pfuels für eine grundlose, unverantwortliche Verwüstung des russischen Reiches. Zu einem solchen könnten nur Männer raten, die wie Pfuels, Armfeld und Barclay de Tolly Ausländer sind, denen eine Zerstörung des russischen Reiches nicht besonders nahe gehe. In Wirklichkeit fürchtet der Adel jedoch lediglich die Zerstörung seiner zahlreichen Güter und bekämpft deshalb den ersten Plan. Während nun Napoleon in wenigen Wochen die russische Grenze überschreiten kann, kann man in St. Petersburg

zu keinem Entschluß kommen, für welchen Kriegsplan man sich entscheiden soll. Das muß jetzt aufhören, und die Entscheidung für den einen oder anderen Kriegsplan muß in wenigen Tagen erfolgen, wenn wir nicht Napoleon plan- und wehrlos zur Beute fallen sollen. Der erste Plan hat etwas Abenteuerliches an sich, indem er ganz Rußland Napoleon ausliefert, in der Hoffnung, daß er an der Eigenart des russischen Reiches zu Grunde geht, was aber immerhin nur eine bloße Hoffnung ist, für deren Verwirklichung keinerlei Sicherheit geboten werden kann. Der zweite Plan ist der natürlichere, für dessen Durchführung der Kaiser mit dem Generalstab nicht erst zu gewinnen sind. Zu welchem der beiden Pläne wird der Rabbi raten? Das ist die verhängnisvolle Frage, deren Beantwortung ich mit nach St. Petersburg nehmen muß. Dort treffe ich mit dem Obersten Tschernitschew zusammen. Dieser hat ebenso wie ich eine Kopie des französischen Kriegsplanes in Händen. Mein Herr hat drei Kopien herstellen lassen, die eine für Tschernitschew, die andere für mich und die dritte hat mein Herr zurückbehalten, damit, wenn uns unterwegs Napoleons Häscher festnehmen sollten, noch immer ein drittes Exemplar vorhanden ist. Mein Herr hat Tschernitschew die 400 000 Franken allein dafür überlassen, daß er verspricht, in St. Petersburg für den Plan beim Kaiser und der Generalität mit aller Energie einzutreten, den ich ihm vorschlage. Der Rabbi möge daher entscheiden, und die Entscheidung des

Rabbi wird für unsere Kriegsführung mit Napoleon entscheidend sein."

Erschöpft hielt der Berichterstatter inne. Die lange Reise mit ihren Anstreugungen, die verantwortungsvolle Schwere seiner Mission und die dadurch bewirkte seelische Erregung machten sich erst jetzt bei Rabbi Schmelke geltend, als er den ersten Teil seiner Sendung soweit erledigt hatte. Derr Rabbi ging in erregtem Schweigen einige Minuten auf und ab und blieb dann vor seinem Gast stehen.

"Ihr würdet Unmögliches von mir verlangen, wenn ich eine Entscheidung in einer so bedeutsamen Angelegenheit geben sollte, über die ich erst jetzt unterrichtet worden bin und über die reiflich nachzudenken mir vorher versagt war. Aber was Ihr mir da gesagt habt, ist mir nicht neu, bis auf die Namen der Personen, die Ihr genannt habt. Schon als ich vor fünfviertel Jahren in St. Petersburg war, hat mich Dundukof über die beiden Strömungen am Hofe eingehend unterrichtet. Ich hatte daher Zeit genug, reiflich darüber nachzudenken und habe diese Zeit auch dazu gewissenhaft benutzt. Welcher Ansicht neigt sich Rabbi Moscheh zu?"

"Mein Herr hat mich dringend ersucht, den Rabbi zu bitten, die Beantwortung dieser Frage erst zu wünschen, nachdem der Rabbi seine Ansicht ausgesprochen hat, damit die Entscheidung des Rabbi nur aus eigener Erwägung erfolgt, ohne durch eine andere Ansicht irgendwie beeinflusst zu sein."

„Das vermutete ich fast mit Sicherheit. Aber ich will Euch die Ansicht von Rabbi Moscheh sagen, wenn Ihr mir sagen könnt, was in Euren französischen Kriegsplan steht. Ist der Plan Napoleons auf einen Angriffskrieg berechnet, will er es also sobald als möglich zu einer entscheidenden Schlacht kommen lassen, so müssen wir das Gegentheil tun und müssen uns auf den Verteidigungskrieg einrichten, uns also für den ersten Plan entscheiden. Im anderen Falle müssen wir umgekehrt handeln und zum Angriff an der Grenze uns entschließen.“

„Napoleon will es sobald als möglich zu einer Entscheidungsschlacht kommen lassen, er will bei Rowno den Niemen überschreiten und erwartet, daß man ihm schon dort, aber spätestens in Smolensk mit Aufgebot aller Truppen entgegentritt.“

„Dann bin ich für den ersten Plan, und ich bin sicher, daß dies auch die Meinung von Rabbi Moscheh sein wird, ist's so?“

„So ist es; und Gott sei Dank, daß es so ist, daß die Weisheit des Rabbi und die praktische Erfahrung meines Herrn, so völlig übereinstimmen. Jetzt ist mirs kein Zweifel, daß dieser Weg eingeschlagen wird, daß wir auf ihm und nur auf ihm diese Geißel der Menschheit unschädlich machen werden. Habt Dank, Rabbi, für Euren Rat; jetzt werde ich abreisen“.

Bei diesen Worten erhob sich Rabbi Schmelke und bat den Rabbi um seinen Segen mit wiederholtem Dank für den erteilten weisen Rat.

„Mit der Weisheit, Rabbi Schmelke, ist's diesmal nicht weit her. Man braucht wahrlich noch lange kein Weiser zu sein, um unter solchen Verhältnissen einen solchen Rat zu geben. Er drängt sich ja dem Unbefangenen unter diesen Umständen von selber auf. Aber ich gestehe Euch, wenn selbst Napoleons Kriegsplan auf einen russischen Verteidigungskrieg berechnet wäre, hätte ich dennoch dafür gestimmt, es womöglich nicht zur offenen Schlacht kommen zu lassen, sondern ihn ins Land zu locken und ihn dort zu Fall zu bringen. Daß er durch seine Entscheidung die unsrige so wesentlich erleichtert hat, darin erblicke ich die erste haudgreifliche Verblendung, mit welcher Gott alle Uebermütigen straft, bevor er sie aus ihrer Höhe in die Tiefe schleudert. Es wird jetzt leicht sein, den Kaiser und seine Räte für unsere Ansicht zu gewinnen, und das sage ich Euch schon heute: Napoleon wird in diesem Kampfe unterliegen und von dem Fall, den er auf russischem Boden erfährt, wird er sich nicht wieder erholen. Sagt das Rabbi Moscheh in meinem Namen, mit meinem Dank und meinen heißesten Segenswünschen für ihn und für Euch. Haschem jazliach Darkecho (möge Gott deine Wege gelingen lassen), Amen.“

Der Morgen hatte bereits zu grauen angefangen, als Rabbi Schmelke in tausendem Galopp auf seinem Schlitten davonfuhr.

XXVII.

Die Ereignisse drängten nunmehr zum Ausbruch des Krieges. Der Kaw, der die Lage

richtig erfaßt hatte, traf seine Vorbereitungen dafür. Er unternahm kleinere und größere Reisen und suchte allenthalben die jüdischen Massen und ihre Führer über den Ernst der Lage und über die Pflicht, die sie jedem Einzelnen und der Gesamtheit brachte, aufzuklären. Es war dies keine leichte Arbeit, da viele in Napoleon den Befreier erblickten, der allein geeignet sei, die russische Judenheit von der Schmach zu befreien, die seit Jahrhunderten auf ihr lastete. In flammender Begeisterung legte er allen die Nothwendigkeit nahe, beim Anzug des Feindes Haus und Hof zu verlassen und alles Zurückgelassene zu zerstören, damit es nicht in die Hände des Feindes falle. Daß er allen mit diesem Beispiel vorangehen werde, sobald sich der Feind nähern sollte, war selbstverständlich. Diese Handlungsweise sei nicht nur ein Gebot des Patriotismus und der Treue gegen Kaiser und Vaterland, sondern auch religionsgesetzlich gebotene Pflicht mit Rücksicht auf die Geringschätzung jeder Religion und den Abfall von Gott, den das Auftreten Napoleons allenthalben zur Folge hatte.

Ganz im Gegensatz zu diesem Ernst der Auffassung der Dinge war die Stimmung in den höchsten maßgebenden Kreisen zu St. Petersburg bis hinauf zum Kaiser. Es war den Bemühungen derjenigen, welche den Feind ins Innere Rußlands locken und ihm dort den Todesstoß versetzen wollten, nicht gelungen, den Kaiser dafür zu gewinnen. In unbegreiflicher

Bekennung der offenkundigen Thatsachen glaubte man dort gar nicht an die Möglichkeit eines Krieges mit einer Macht, die durch Verträge und Bündnisse mit Rußland verbunden war. Als ob es das erste Mal wäre, daß Napoleon Verträge und Bündnisse, die ihm unbequem waren, gebrochen und im tiefsten Frieden seinen Bundesgenossen den Krieg erklärt hätte!

Als am 9. Mai 1812 Napoleon Paris verließ, war seine 600 000 Mann starke Armee bereits an den Ufern der Weichsel versammelt. Wie wenig Kaiser Alexander an einen unmittelbar bevorstehenden Krieg glaubte, ja wie er davon geradezu überrascht wurde, obwohl er durch die russische Gesandtschaft in Paris über alle Schritte Napoleons unterrichtet war, geht aus folgender historisch beglaubigter Thatsache hervor.

Eine halbe Stunde von Wilna entfernt lag das Schloß Racretz des russischen Generals Bennigsen mitten in großen Waldungen, umgeben von einem sorgfältig gepflegten Park. In den prunkenden Sälen zu Racretz fand am 24. Juni 1812 dem soeben von Petersburg angelangten Czar Alexander zu Ehren ein glänzendes Ballfest statt. Reich dekorierte Uniformen wechselten mit den Toiletten der allerdings nur sparsam vertretenen Damen. Aber die Gesellschaft schien sich zu unterhalten, wie wenn tiefer Frieden wäre. Plötzlich jagt ein Generalstabsoffizier, über und über mit Staub und Schmutz bedeckt, in den Hof, springt vom Pferde, stürzt

die Stufen des Schlosses hinauf und dringt auf sofortige Meldung bei Sr. Majestät dem Kaiser. Lakaien und Jäger, die ihm Schwierigkeiten machen wollen, schon wegen der wenig salonmäßigen Verfassung seines Anzuges, stößt der Offizier, der es sehr eilig hatte, zur Seite. Darob entsteht Lärm und es öffnet sich der Eingang in den Ballsaal. Der Offizier dringt durch die glänzende Gesellschaft hindurch, die Kavaliere machen ihm unwillkürlich Platz, er steht vor dem Zaren. In dienstlicher Haltung meldet er diesem:

„Majestät, die Franzosen haben bei Romno den Niemen überschritten, sie dringen gegen Wilna vor, ihre leichten Kavalleriedivisionen können in kurzer Zeit hier sein.“

Die Wirkung dieser Worte war, wie wenn ein Erdbeben alles erzittern machte. Der Zar verfügte sofort die Aufhebung des Balles, seine Leibwache stieg zu Pferde, die Offiziere und Generale verlangten nach ihren Pferden, um zu ihren Truppenteilen zurückzukehren. Alles lief bunt durcheinander, im Schlosse und Hofe entstand ein Gedränge von Fahrzeugen, Pferden und Dienern. Binnen einer Stunde war das ganze, vorher noch so fröhliche Gedränge des Volkes zerstoßen.

Trotz der langen Vorbereitungen zum Kriege war die russische Armee doch von dem wirklichen Ausbruche des Krieges völlig überrascht worden. Daß sein Kriegsplan an Rußland verraten worden war, mußte Napoleon. Dagegen war es ihm gelungen, die einzelnen Schritte zur Aus-

führung seiner Pläne als unenthüllbares Geheimnis zu bewahren. Erst in der Nacht vom 22. zum 23. Juni verließ er das Städtchen Wilkowisky und verlegte sein Hauptquartier in den Weiler Rogerisky hart an der russischen Grenze.

Mit grauendem Morgen ritt er zu den Vorposten, zog hier, um unerkannt zu sein, einen blauen Ueberrock an, setzte eine polnische Mütze auf und rekognoszierte so das linke Ufer des Niemen, um die beste Stelle für den Brückenbau herauszufinden. Am Abend begann der Bau von drei Brücken. Um Mitternacht marschierten die ersten Truppen über den Fluß, und dann schob es sich ununterbrochen hinüber, so daß am Morgen des 24. Juni 1812 schon etwa 60000 Mann auf dem rechten Ufer standen. In der gleichen Zeit überschritt Macdonald mit seinem Korps den Strom bei Tilsit. So war der Krieg ohne eine eigentliche Erklärung durch Napoleon tatsächlich eröffnet worden.

Auf diese Weise war die Ausführung des russischen Kriegsplanes, welcher den Feind an der Grenze in offener Schlacht erwarten wollte, zur Unmöglichkeit geworden. Die Verhältnisse drängten nunmehr von selbst zur Annahme des zweiten Kriegsplanes, der jeder Schlacht auswich und darauf bedacht war, die feindliche Armee möglichst tief in das Innere des russischen Reiches zu locken. Napoleon, der eine große Entscheidungsschlacht sofort begehrte, konnte diese nicht ermöglichen. Seine Armee drang bis

Generalen Szenen vorkamen, die geradezu an Gehorsamsverweigerung grenzten. Selbst bei denjenigen, die diesen Kriegsplan entworfen und befürwortet hatten und ihn jetzt mit zäher Entschlossenheit auszuführen im Begriffe waren, machte sich Kleinmuth und Zweifel geltend, ob dieser eingeschlagene Weg auch zu dem ersehnten Ziele führen werde. Ein einziger aber verlor keinen Augenblick die Hoffnung und den Mut und das war — der Raw.

Er war voller Zuversicht, daß der länderzerstörende und menschenmordende französische Emporkömmling auf russischem Boden zu Fall kommen werde und verstand es, dieses durch alle Widerwärtigkeiten des Krieges nicht zu erschütternde Vertrauen auf seine ganze Umgebung zu übertragen. Er ermutigte auf diese Weise nicht nur seine Familie und den großen Kreis seiner Gesinnungs- und Glaubensgenossen, sondern es war ihm auch vergönnt, den russischen Truppen, die Ladi und Umgebung passierten und dort vorübergehend Standquartiere hatten, ganz unschätzbare Dienste zu leisten. Er organisierte einen vollständigen Rundschafterdienst, wozu er die fähigsten und mutigsten Männer seines Kreises bestimmte. Diese suchten oft mit größter Lebensgefahr, die Stärke, Stellung und Bewegung der feindlichen Truppen auszukundschaften und die russischen Heerführer zu unterrichten. Auf diese Weise kam der Raw mit den Generalen Newjersomskij, Elianow, dem Gouverneur von Mohilew, Graf Tolstoi und anderen hohen Würdenträgern

in häufige Verbindung. Während diese Männer auf ihrem Rückzug allenthalben auf Mutlosigkeit und Verzweiflung bei der ganzen Bevölkerung stießen, trafen sie hier plötzlich einen Mann, bei dem das volle Gegenteil der Fall war und der seinen heilsamen Einfluß bei seinen zahlreichen Anhängern geltend machte. Und dieser Mann war in alle Einzelheiten des Kriegsplans, über die intimsten Beziehungen der höchsten Persönlichkeiten in St. Petersburg und Paris in einer Weise eingeweiht, wie es diese Generale und Excellenzen selber nicht waren. Dabei stellte dieser Mann sein ganzes Wissen und Können mit glühendem Patriotismus und einer begeisterten, beispiellosen Hingebung für den Czaren, in den Dienst der heiligen Sache. Noch mehr imponierte ihnen die abgeklärte Weisheit, mit welcher er sein Wissen und Können verwertete und die bescheidene Selbstlosigkeit, die nichts für sich und seine Leute verlangte, die keinen anderen Wunsch kannte, als dem Czaren und dem Vaterlande Dienste leisten zu können. Und dieser Mann war ein Jude! Ein Gelehrter allerdings, aber ein solcher, der lediglich im Studium des Talmud alt und grau geworden war, also ein weltfremder Büchergelehrter in einem entlegenen Winkel Weißrußlands. Woher war dieser Mann über die Vorgänge und alle Persönlichkeiten in Paris und in St. Petersburg so genau unterrichtet? Woher stammen seine strategischen Kenntnisse, seine Mittheilungen über Stärke und Bewegung der sämtlichen feindlichen Armeekorps?

Woher hatte dieser Stubengelehrte das wunderbare Organisationstalent, das er bei der Einrichtung seines Rundschafterdienstes täglich vor den Augen seiner Bewunderer entfaltete?

Auf diese Fragen, welche die höchsten staatlichen und militärischen Chargen an sich selber und auch an den Kaw direkt stellten, konnte dieser nichts von den uns bekannten Quellen mitteilen, ohne sich einer Indiskretion schuldig zu machen. Er beschränkte sich daher darauf, ihnen zu sagen, daß er gute Verbindungen mit St. Petersburg habe.

Aber mit St. Petersburg hatten sie doch selber die denkbar besten Beziehungen und sie erfuhren von dem Kaw Dinge, die man selbst in St. Petersburg nicht wußte, bis vielleicht auf vereinzelte Eingeweihte in den allerhöchsten Kreisen, und diese lassen sich doch nicht herbei, einen weißrussischen Talmudjuden zum Vertrauten der wichtigsten diplomatischen und militärischen Geheimnisse zu machen?

Unter solchen Umständen fanden die hohen Herren keine andere Lösung dieses Rätsels als die kabbalistische Geheimwissenschaft, durch welche ihren Jüngern Geheimnisse enthüllt werden, die für ihre Schulweisheit unerreichbar sind. Daß dieser Mann aber seine Geheimwissenschaft so selbstlos in den Dienst des Vaterlandes, ja daß er selbst jede Kenntnis einer Geheimwissenschaft in Abrede stellte, das steigerte noch sein Ansehen derart, daß die russischen Heerführer an seinen Lippen hingen, um die Weisheit zu genießen, die

ihnen entströmte und jedem seiner Worte mit einer Ehrerbietung lauschten, als ob sie Aussprüche eines Orakels wären.

Die siegesfreudige Zuversicht in den Erfolg der russischen Waffen und den Sturz Napoleons hielten den Kaw jedoch nicht ab, jede freie Zeit, die ihm in diesen aufregenden Ereignissen verblieb, im Gebet zu verbringen, das den siegreichen Ausgang dieses Krieges von Gott unter heißen Tränen erflehte. Als nun das von Marschall Davoust befehligte französische Armeekorps immer näher rückte und der Kaw durch seine Kundschafter von der unmenschlichen Härte Nachricht erhielt, mit welcher die französischen Truppen in Sklow und Dubernow geschaltet hatten, erachtete er den Zeitpunkt gekommen, Vadi mit seiner Familie zu verlassen und in das Innere des russischen Reichs zu flüchten. Umsonst drängte seine Gemeinde, zu bleiben und bei ihr auszuharren.

„Beisammen bleiben wollen wir,“ entgegnete der Kaw, „aber ich nicht bei Euch, sondern Ihr bei mir. Ihr seid gerade so gut als ich durch die Verhältnisse gezwungen, Euer Euch ans Herz gewachsenes Heim zu verlassen. Wenn Ihr dieser Pflicht der Selbsterhaltung nicht nachkommen wollt, warum wollt Ihr mich davon zurückhalten?“

Umsonst verwies seine Umgebung den Kaw auf andere hervorragende Männer, welche die Ankunft des Feindes abgewartet hatten, ohne daß sie einen Schaden an ihrem Leben genom-

men haben. Man machte ihn auf sein vorge-
rücktes Alter aufmerksam — der Raw war da-
mals sechsundsiechzig Jahre alt — und auf die
Beschwerlichkeiten einer Flucht nach gänzlich
unbekannten Gegenden. Alle diese Versuche schei-
terten jedoch an der unbeugsamen Weigerung des
Raw, mit dem Feind auch nur in Berührung
zu kommen.

Die Verehrung, die der Raw für den ver-
storbenen Gaon Rabbi Elia aus Wilna allezeit
hegte, hatte er auch auf dessen größten Schüler
Rabbi Chajim Wolosin übertragen. Dies war
allgemein bekannt und ein Freund des Raw
wollte diesen Umstand ausnützen, um den Raw
in Ladi zurückzuhalten.

„Rabbi Chajim,“ sagt er, „sieht auch ein, daß
Gott auf Seiten der Franzosen steht und er hat
sich mit ihnen abgefunden. Er hat Wolosin nicht
nur nicht verlassen beim Herannahen der Fran-
zosen, er unterhält sogar gute Beziehungen mit
ihnen, er hat den französischen Marschall
Viktor — —

„Sprecht nicht weiter,“ unterbrach ihn der
Raw, „damit Ihr zu Eurem Unrecht nicht die
Sünde der Bössrede auf einen Großen in Israel
noch hinzufügt. Wenn Rabbi Chajim alle Ein-
zelheiten des Krieges so genau kennen würde,
wie ich sie durch Gottes Gnade kenne, so würde
er so gehandelt haben, wie ich handle. Aber daß
er gute Beziehungen zu unsern Feinden unter-
hält, das ist eine Verleumdung, der ich mich

selber schuldig machen würde, wenn ich sie unwidersprochen hinnähme.“

„Aber sein Verkehr mit dem Marschall Viktor — —“

„Schweigt!“ fuhr der Raw den Sprecher an, „schweigt, sage ich Euch zum letztenmal, Ihr werdet zum Verleumder, wenn Ihr weiter sprecht. Was wollt Ihr von Rabbi Chajim? Was ihm passiert ist, würde auch mir begegnen, wenn ich hier bleiben wollte, bis die Franzosen Ladi besetzen. Aber ob ich die Weisheit von Rabbi Chajim hätte, die er bei der Unterredung mit dem französischen Marschall an den Tag gelegt hat, das glaube ich nicht. Ich will es Euch kurz erzählen, wie sich die Sache wirklich zugetragen hat:

„Als die Franzosen in die Gegend von Woloſin kamen, waren die Wege so ungangbar, daß die Soldaten bis an die Kniee im Morast waten und nun schwer vorwärts kommen konnten. Ihr Führer folgte ihnen in einer mit zwölf Pferden bespannten Karosse. Aber der Wagen blieb stecken und es gelang nicht, ihn flott zu machen. Der Marschall stieg aus und erfuhr, daß hier der berühmte Leiter einer jüdischen Hochschule wohnt, der von großem Einfluß auf die jüdische Bevölkerung ist. Deshalb suchte ihn der Marschall auf, beklagte sich über die unwegsamen Straßen und fragte dann plötzlich Rabbi Chajim, wie er über den Ausgang des Krieges denke. Was sollte er auf diese Frage antworten? Rabbi Chajim ist so tief wie ich

selber davon überzeugt, daß der Ausgang aller Kriege in Gottes Hand ruht, und daß Gott nicht auf Seiten der Gottlosigkeit steht. Konnte, durfte er das ohne sein Leben zu gefährden dem Feinde so ohne weiteres sagen?"

„Und was hat Rabbi Chajim geantwortet?"

„Bevor er noch antworten konnte, wurde die Aufmerksamkeit des Marschalls durch eine Bewegung auf der Straße abgelenkt. Der Marschall trat ans Fenster und rief den Rabbi hinzu, damit auch er den Vorgang sich ansehe. Ein russischer Bauer hatte soeben seinen schweren, mit zwei ausgemergelten Kleppern bespannten Lastwagen durch den Morast geführt, den der Marschall nicht passieren konnte. Wie ist das möglich? fragte der Marschall. Wie kann dieser Fuhrmann mit zwei abgenützten Säulen erreichen, was mir mit zwölf feurigen Rossen unmöglich war?"

„Die zwei Pferde stammen aus einem Stall," antwortete Rabbi Chajim, „sie teilen, wer weiß wie viele Jahre schon, mit ihrem Herrn ihren karglichen Bedarf, eines fühlt den Peitschenschlag, den das andere erhält, eines strengt alle Kräfte an, um seinem Genossen die Last zu erleichtern. Diese Zusammengehörigkeit des Bauern und seiner Tiere macht das scheinbar Unmögliche möglich und überwindet alle Schwierigkeiten. Dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit geht den Rossen Eurer Exzellenz ab. Sie haben da zwei arabische Vollbluthengste, denen zwei pom-

mersche schwere Kasse folgen, diesen schließen sich wieder zwei französische Tiere an und so setzt sich das ganze Gefährte Eurer Exzellenz aus lauter fremden Tieren zusammen, die sich untereinander nicht kennen und die auch ihrem Herrn fremd sind. Der Schlag, den der Araber vom Kutscher erhält, läßt das pommersche Pferd kalt und umgekehrt."

"Diese Antwort leuchtet mir sehr ein," bemerkte leutselig der Marschall, "aber Sie sind mir noch die Antwort auf meine erste Frage schuldig. Wie denken Sie über den Ausgang des Krieges?"

"Ganz so, wie ich über die beiden Fuhrwerke denke", erwiderte schlafertig Rabbi Chajim. "Die französische Armee führt mit Recht den Namen: die Große. Sie ist der russischen an Größe, an Macht und in vielen anderen Dingen überlegen. Aber in ihrer Größe liegt ihre Schwäche. Sie setzt sich aus zu vielen Völkern zusammen, die sich von Haus aus fremd und fern sind, die zum Teil nur widerwillig der Führung ihres Kaisers folgen, es fehlt ihnen die Zusammengehörigkeit, die uns in hohem Grade eigen ist, deswegen glaube ich, daß der französische Staatswagen stecken bleibt, während der russische durchdringt."

Der französische Marschall hatte genug gehört und verließ Rabbi Chajim mit ein paar anerkennenden Worten. Das ist alles was Rabbi Chajim an guten Beziehungen mit den Franzosen hatte. Das könnte uns jeden Tag ganz ebenso passieren, wenn wir die Ankunft der Franzosen

abwarten. Ich werde sie nicht abwarten und noch heute mit den Meinigen Ladi verlassen. Die Zeit drängt. Meine Rundschafter berichten, daß der Feind nur etwa zwanzig Werst von hier entfernt ist."

XXVIII.

An demselben Tage verließ der Kaw mit seinen Kindern und deren Familien, im ganzen achtundzwanzig Seelen, sein Heim. Die Umsicht und der Eifer, mit welcher er alle Vorbereitungen traf, lassen sich kaum beschreiben. Die Generäle selber ermutigten ihn zur Flucht und stellten ihm die erforderlichen Passier-Scheine aus, in welchen sie ihn und die Seinigen allen Behörden in wärmster Weise empfahlen. Es war schwer, die erforderlichen Transportmittel zu finden und nur mit großer Mühe gelang es, zwei Wagen aufzutreiben, in welchen die zahlreiche Familie untergebracht werden mußte. Als sie schon einige Werst weit gefahren waren, vermißten sie ein zweijähriges Enkelkind. Sie fuhren wieder zurück und fanden es auf der Straße liegend. Es war in der dringenden Hast aus dem Wagen gefallen, ohne daß es jemand bemerkt hatte. Glücklicherweise hatte es keinen Schaden genommen. Sie suchten zunächst Krasnoi auf, woselbst die Generäle Elianow und Newjerowsky stationiert waren, bei welchen der Kaw herzliche Aufnahme fand. Aber sie waren kaum daselbst angelangt — es war an einem Freitag, kurz vor Beginn des Jul-Monats — als sich die Kunde

verbreitete, der Feind näherte sich mit 40 000 Mann und 300 Kanonen, welchen die russische Herresleitung nur 8000 Mann mit 18 Kanonen entgegenzustellen hatte,

„Fliehe, heiliger Greis,“ sprach General Newjerowsty zu ihm, „und zwar in der Richtung von Smolensk. Zieht nur mitten durch unsere Truppen hindurch, meine Empfehlungen sichern Euch freundschaftliche Aufnahme und tatkräftigen Schutz.“

Von dem General zu den Seinen zurückgekehrt, fand sie der Raw in Tränen und Wehklagen aufgelöst angesichts ihrer verzweifelten Lage. Selbst die alte Mutter, die bis jetzt sich allen Anordnungen ihres Sohnes stillschweigend gefügt hatte, erging sich in herzerreißenden Klagen. Es bedurfte aller entschiedenen Festigkeit, die der Raw gerade in solch kritischer Lage bewahrte, um die Seinigen zu beruhigen und zum Weitermarsch zu bewegen. kaum hatten sie jedoch die russischen Truppen erreicht, als auch der Feind von der Seite herangezogen kam. Es entwickelte sich ein dreistündiges Gefecht, und sie konnten dem Geschützfeuer nur durch Abbiegen von der Heerstraße und schleunige Flucht in einen seitwärts sich hinziehenden Wald entgehen, wo sie mit einer großen Zahl anderer Flüchtlinge die ganze Schabbosnacht verblieben. Der Raw richtete am andern Morgen seine Schritte nach Smolensk, das dreizehn Werst von ihrem Aufenthalt im Walde entfernt war, trotz des Schabbos. Mit derselben Gewissenhaftigkeit, mit

der er sonst die Heilighaltung des Schabbos beobachtete, drang er angefihts der drohenden Lebensgefahr jetzt auf seine Verletzung. Am Schabbos Morgen erreichten sie Smolensk, woselbst sich damals weder russische noch französische Truppen befanden, denn die russische Heeresleitung hatte von der unmittelbaren Nähe des Feindes keine Kenntnis. Der Kaw machte sofort an maßgebender Stelle Mitteilung vom Stand und der Stärke der feindlichen Mannschaft, so daß im Lauf des Tages 30 000 Mann mit 120 Kanonen sich in Smolensk konzentrierten. Nun war aber ein Verlassen der Stadt zur Unmöglichkeit geworden und in Verzweiflung über ihre Lage erging sich die Familie in neuen Klagen. Gegen Abend gelang es dem Kaw dennoch, die Stadt mit den Seinen zu verlassen und die Straße nach Moskau zu erreichen. Am Sonntag wurde die Flucht fortgesetzt, und zwar in Gemeinschaft mit dem Gouverneur von Mohilew, Graf Tolstoi, der den Kaw in seinen persönlichen Schutz genommen hatte. Die französischen Truppen drangen jedoch in Eilmärschen immer weiter vor; der Kaw zog sich unter dem Schutze der russischen Truppen mit seiner Familie immer weiter zurück nach Wiasma, Moschaisk in unmittelbarer Nähe von Moskau.

Am 6. September — Grew Roschhaschonoh — war die Schlacht vor Borodino, von den Russen die Schlacht an der Moskwa benannt, die mörderischste aller bisher geschlagenen Schlachten. Von 110 000 Soldaten der Verbündeten,

die an dieser Schlacht teilnahmen, waren 28 000 Mann gefallen, darunter 17 Generale. Von 117 000 Russen hatten 59 000 den Tod gefunden, also mehr als die Hälfte, mit 22 Generalen. Gefangene wurden wegen der Erbitterung fast gar keine gemacht.

Jetzt konnte der Siegesmarsch Napoleons nach Moskau nicht mehr verhindert werden. In seiner Verblendung erklärte er, in acht Tagen zu Moskau den Frieden zu diktieren. Der Kaw, der sich gut auf das Studium der Kriegskarten verstand, entschloß sich, mit den Seinen in Troiza-Sengia Kosch-Haschono zu verbringen. Dieser Ort liegt nicht an der nach Moskau führenden Hauptstraße, sondern mehrere Werst seitwärts. Aber er lag dem Kriegstheater doch viel zu nahe, als daß nicht feindliche Streifscharen jeden Augenblick zu gewärtigen waren. Es sollten daher nur die beiden Feiertage hier verbracht und dann die Flucht in möglichst weite Ferne fortgesetzt werden. Am Kosch-Haschono selbst fand eine blutige Schlacht in dem benachbarten Moschaisk statt; es war fast die letzte Etappe, die den Feind noch vor Moskau trennte. Ob es der großen Armee gelingen werde, auch Moskau zu besetzen, das war die bange Frage, die alle Gemüter bewegte und die auch durch die Heiligkeit des Kosch-Haschono-Festes nichts von ihrer Schärfe verlor.

Unter bitteren Tränen sprach der Kaw zu seinem Sohne, der diese Erlebnisse in einem, wenige Monate später an Meißels gerichteten,

uns noch im Wortlaut erhaltenen Briefe mitgeteilt hat:

„Am Kosch-Gaschono fallen die Würfel über die Zukunft aller einzelnen Geschöpfe und sämtlicher Staaten. Wenn wir daher unsere Aufmerksamkeit den staatlichen Umwälzungen zuwenden, die sich vor unseren Augen vollziehen, so haben wir den Kreis nicht verlassen, den gerade Kosch-Gaschono um uns zieht. Sonst haben wir es nur in unseren Gebeten ausgesprochen, daß Gottes Richterwalten über Berijos und Medinos, über jede einzelne Kreatur und über jedes Staatswesen an diesem Tage sich erstreckt, aber heute erleben wir's an uns selber, an dem, was wir täglich mit unseren eigenen Augen sehen. Heute wird das Geschick Rußlands entschieden, sowie dasjenige seines Feindes. Es ist mir gar kein Zweifel, daß der Feind auch Moskau nehmen wird, aber mit Moskau wird sein Fall beginnen. Wenn der französische Blutigel sich voll getrunken hat, fällt er wie der gewöhnliche zu Boden. Ob die russische Heeresleitung ihm den Eintritt in Moskau streitig machen wird, weiß ich nicht. Könnte ich ihr einen Rat geben, so würde ich sie beschwören, Moskau ebenso preiszugeben wie bisher die weiten Strecken des russischen Reiches, die der Feind durchzogen und verwüstet hat. Bei Moskau erbleicht sein Stern, nicht früher, deshalb wäre es mir lieber, wenn er heute einzieht als morgen.“

„Und wieso bist du dessen alles so sicher?“

Und wenn dir der siegreiche Ausgang unserer Sache so gewiß ist, während alle Welt daran zweifelt und verzweifelt, was bedeuten denn die heißen Tränen, die fortwährend deinen Augen entströmen, und das Schluchzen, das jedes deiner Worte begleitet?" fragte der Sohn.

„Weil unsere Umgebung, weil alle Welt daran zweifelt und weil diese Zweifel sich zur Verzweiflung steigern werden, wenn der Feind auch noch Moskau erobert, deshalb weine ich. Diese Verzweiflung kann verhängnisvoll für uns werden, wenn das russische Volk sie nicht zu beherrschen weiß. Und woher ich das alles weiß? Heute im Russafgabet ist mir die Erleuchtung geworden, hat der Allwissende mich erhört und mir durch einen Blick in die Zukunft die Gegenwart erhellt. Das ist alles keine Schwärmerei, kein Wahngelbde einer erhitzten Einbildungskraft, es ist die volle reine Wahrheit, von der ich nur wünsche, daß sie alle Welt erfahre und dann den Lauf der Dinge so ruhig und heiter erwarten möge, wie ich es tue.“

Nachdem der Kaw mit diesen Worten sein Herz erleichtert und auch seine nächste Umgebung mit seiner zuversichtlichen Hoffnung neu belebt hatte, feierten alle das Kosch-Gaschonoh-Fest in der heiter-ernsten Weise, als ob sie zu Hause im tiefsten Frieden lebten. Nach dem Feste setzten sie die Flucht siebzig Werst fort nach Tjuhew in der Nähe des Gouvernements Ladimir und erreichten von da am Rüsttage zum Versöhnungstag die Gouvernementsstadt Ladimir. Dort bot

sich ihnen ein erschütternder Anblick: Der ganze Adel, der Senat, alle Beamten und Hunderttausende von Einwohnern Moskaus zogen an ihnen vorüber. Sie waren aus Moskau geflohen, in welcher Stadt der Feind zwei Tage vor Jom Kippur (14. September 1812) seinen Einzug gehalten hatte. Was sie berichteten und was Nachzügler noch ergänzten, war schauerlich.

Während noch die letzten Kosaken der russischen Nachhut die Stadt am Ostore verließen, rückten auf der Westseite die ersten französischen Reiter unter Murat in die Stadt ein. Sie durchsuchten die nächsten Gassen und Häuser; kein Feind ließ sich sehen.

Murat glaubte, es werde, wie es bisher immer der Fall gewesen, eine Deputation der Einwohner zitternd und flehend die Schlüssel der Stadt überbringen. Kein Oberbürgermeister, kein Magistratsbeamter erschien jedoch, kein Mensch war auf den öden Straßen zu erblicken.

So zogen denn die Verbündeten ein, in ein ödes, totenähnliches Häusermeer, in eine dem Untergang geweihte Stadt, ohne daß man einem Menschen begegnete. Endlich trieben die Ulanen einige nichtrussische Kaufleute auf.

„Wo sind die Oberbehörden?“

„Sie sind alle entflohen.“

„Wo sind denn aber die Bewohner?“

„Ebenfalls entflohen, Herr. Adel, Geistlichkeit, Kaufleute, Beamte, Volk, alles ist entflohen. Sie finden in der Stadt nur einige Fremde und

die von dem Polizeidirektor freigelassenen Verbrecher nebst allerlei schlimmem Gefindel."

„Wie ist das möglich? Moskau hat über 250 000 Einwohner. Sie können doch nicht alle entflohen sein?“

„Es ist doch so, Herr. Außer etwa 20 000 in den Spitälern und in einzelnen Palästen zurückgebliebenen Verwundeten und Kranken werden Sie kaum 10 000 Menschen in der ganzen Stadt finden.“

Und so war es. — Einige Stunden nach Murat traf Napoleon an der Barriere ein. Er staunte noch mehr als der Bizekönig Eugen, daß kein Empfang seiner warte. Das war ein gewaltiger Dämpfer auf die Freude des Triumphzuges. So gestaltete sich der so glänzend gedachte Einzug in Moskau zu einer rein militärischen Okkupation. Bald sollte auch diese auf schaurige Weise ihr Ende finden. Aber Moskau in Händen der fremden Eroberer — es war für ganz Rußland ein kaum zu überwindender Schlag.

Weinend trat der Sohn und spätere Nachfolger des Kaw vor seinen Vater hin, zeigte ihm vom Fenster aus die hastige Flucht, mit welcher eben die Mitglieder des Moskauer Senats vorbeizogen und konnte bei diesem Anblick nicht die Frage unterdrücken:

„Sieh, Vater, was sich hier vor unseren Augen vollzieht, was bleibt nun von deiner festen Zusicherung, daß der Feind beim Betreten Moskaus seine Niederlage finden wird?“

Der Kaw umarmte den Sohn mit seiner

ganzen väterlichen Innigkeit und sprach dann zu ihm:

„Du siehst, daß ich in Tesillin vor dir stehe und daß ich mit diesem Gotteszeichen bekleidet keiner Täuschung mich schuldig mache. Bei Gott und bei meinem eigenen Leben versichere ich dir, der Feind wird über Moskau nicht hinauskommen. Er wird in kurzer Zeit den Rückzug antreten und zwar nicht nach St. Petersburg, sondern er wird nach Russisch Bjeloi sich wenden, in der Hoffnung, dort Nahrung zu finden. Aber es wird ihm nicht gelingen, sein Fall steht unmittelbar bevor; wolle mir doch Glauben schenken.“

In seinem erwähnten Brief an Weisels knüpft der Sohn an die Aeußerung des Vaters den Wunsch, daß es ihm selber doch so sicher vergönnt sein möge, den Trost Israels durch Ankunft des verheißenen Gesalbten zu erleben, wie er damals diese Worte aus dem Munde seines Vaters gehört habe.

Nach diesen aufregenden Vorfällen machte nunmehr die Heiligkeit des morgigen Jom Kippur und zunächst die des heutigen Rüsttags zum Tage der Versöhnung ihre Rechte geltend. Der gesetzlichen Vorschrift, den Tag vor Jom Kippur durch Speise und Trank auszuzeichnen, wurde auf der Flucht ebenso gewissenhaft Rechnung getragen wie zuhause. Man muß die Lebensweise, das Essen, Trinken und Schlafen, wie sie der Kaw das ganze Jahr hindurch einhielt, in allen Einzelheiten kennen, um die Auszeichnung richtig

zu würdigen, die diesem Tag im Leben des Raw zuteil wurde.

• Von einem Schabbos zum andern nahm er die ganze Woche keine Mahlzeit zu sich, für die das Waschen der Hände vor dem Genuße vorgeschrieben ist. Bis nachmittags 2 Uhr währte täglich sein Morgengebet. Dann nahm er etwas Kaffee. Bis zum Minchagebet war er für alle zu sprechen, die ihn in irgend einer Angelegenheit aufsuchten. Nach dem Minchagebet nahm er eine gekochte Mehlspeise und begab sich von sechs bis neun Uhr abends zur Ruhe. Dann erhob er sich aus dem Schlafe und verbrachte neun Stunden, von abends neun bis morgens sechs, eingeschlossen in seinem Zimmer, beim Studium der Thora. Nur an Schabbos und Jom-tow nahm er wie alle Welt die üblichen Mahlzeiten und besonders am Tage vor Jom Kippur. Alles was er an Speise und Trank an diesem Tage genoß, ergriff er mit beiden Händen und führte es so zum Munde, um auf diese Weise zu bekunden, daß es bei diesem Genuß sich um Erfüllung einer göttlichen Vorschrift handle.

Die Stimmung, in welcher der Raw mit seiner Familie den heiligen Tag verlebte, läßt sich nicht schildern. Von Abend bis Abend fastend, aufgelöst in Tränen, sandten sie ihr Gebet zum himmlischen Vater, ohne zu ahnen, daß es bereits Erhörung gefunden. Kurz nach Ausgang des Jom Kippur setzten sie ihre Flucht fort und kamen Mitte Kislew (19. November 1812) nach einer Reise von zwölfhundert Werst in Kursk

an. Unterwegs hörten sie von den Vorgängen in Moskau und dem Schicksal, das Napoleon dort erreichte.

Der Zivilgouverneur von Moskau, Graf Kostopschin, war es, der den kühnen Plan entworfen hatte, zur Errettung des Vaterlandes die Hauptstadt Rußlands, das heilige Moskau, in Brand zu setzen und es so zum Opfer zu bringen.

Zuerst wurde das Staatseigentum fortgeschafft; dann folgte der Adel, welcher bis zum Einmarsch des Feindes seine Schätze und Kostbarkeiten größtenteils noch bergen konnte. Dann begann eine allgemeine Völkerwanderung. Wohin mußte niemand. Nur fort, hinein in das weite unermessliche Reich, vielleicht dem Hungertod entgegen. Die Nacht vom 12. zum 13. September 1812, den folgenden Tag und die darauf folgende Nacht dauerte der Auszug fort. Auf etwa 65 000 Fuhrwerken haben die Moskowiter ihre Heiligenbilder, ihre Habe, sowie ihre transportfähigen Kranken und Gebrechlichen entführt.

Schon am Abend vor dem Einzug Napoleons war an verschiedenen Stellen der Stadt Feuer ausgebrochen. Mit Schrecken entdeckte man, daß alle Spritzen und Löschgeräte fehlten; Kostopschin hatte deren Vernichtung befohlen. In der Stille der darauffolgenden Nacht begannen die Tausende von entlassenen Sträflingen, die sich tagsüber verborgen gehalten hatten, ihr schauriges Werk. Sie sengten und brannten aus Freude am Vernichten. Der Erfolg war entsetzlich. In jener

Nacht vom 15. zum 16. September begann an fünfhundert Stellen zugleich der Brand; in kurzer Zeit stand das ganze riesige Moskau in Flammen. Immer noch irrten zerlumpte Männer, wütende Weiber umher, die, trunken von Schnaps, sich jetzt nicht mehr versteckten. Sie warfen unablässig brennende Pechkränze in Paläste und Hütten. Ueber vierhundert wurden auf frischer Tat ertappt und erschossen. Alle erklärten, daß sie auf Befehl des Grafen Rostopschin und des Polizeidirektors Zwachkin gehandelt.

Ein starker Wind erhob sich und fachte die Glut zu himmelhohen Feuerfäulen an. Dreimal trieb er in dieser Nacht die Flamme in gerader Richtung auf den Kreml, in dem Napoleon Wohnung genommen hatte und überschüttete die Dächer mit Funken. In dieser roten Glut erbleichte der Glückstern des gewaltigen Franzosenkaisers.

Nur mit knapper Not konnte sich Napoleon aus dem brennenden Kreml retten. Drei Tage währte der Brand, der 7000 Paläste, Kirchen und Häuser einäscherte in ungeminderter Heftigkeit; erst am 20. September erlosch er. Das war an Crew Sukkos, am Rüsttag zum Hüttenfeste. Dieses hatte der Kaw noch in Ossa am Okasflusse in ungestörter Ruhe verbracht. Für die beschwerliche Fortsetzung seiner Flucht nach den Feiertagen war die Enttäuschung, die Napoleon in Moskau erfahren, einer der wenigen Sichtblicke auf dem harten Gang in das weite

russische Reich und in den russischen Winter, der dieses Jahr besonders früh und ungewöhnlich streng einsetzte. Man kann sich von den Beschwerlichkeiten und fortwährenden aufregenden Begegnissen fast auf jedem Schritt in diese unwirtlichsten Gegenden des russischen Reiches in solcher Jahreszeit heute kaum mehr einen rechten Begriff machen. Der Kaw hatte sich mit den Seinen einem sechshundert Wagen zählenden Zug von Flüchtlingen angeschlossen. War bei der allgemeinen Unsicherheit dieser Anschluß einerseits auch dringend geboten, so erschwerte er doch anderseits die Ernährung und Unterkunft in diesen entlegenen, ungastlichen und spärlich bevölkerten Gegenden. Oft mußten sie tagelang hungern, und wenn sie zu essen hatten, so war es trockenes Brot mit Wasser. Viele Nächte verbrachten sie bei der bitteren Kälte im Freien, und wenn sie ein Obdach gefunden hatten, war es eine ärmliche Bauernhütte voll Rauch und Schmutz, in der man kaum atmen und noch weniger einen Platz für die Nachtruhe finden konnte. Dabei waren die Bauern jener Gegend rohe, ungeschlachte Menschen, welche in den Flüchtlingen unliebsame Störenfriede erblickten, über die sie die Zähne knirschten und die sie mit Hohn und Spott, sowie mit lauten Verwünschungen empfangen. Ohne den Schutz, den ihnen die hohen Militärpersonen allezeit angedeihen ließen, wäre sogar ihr Leben bedroht gewesen. Beim Einzug in Kursk wurde die Schwiegertochter des Kaw von einem Sohne entbunden. Die Mahl-

zeit zur Einführung des Kindes in das abrahamitische Bündnis bestand aus Hirse, Kettig und Branntwein. Als die Wöchnerin wieder reise-fähig war, zogen sie weiter und erreichten das Dorf Baiena. Vom Generalgouverneur Grafen Tolstoi hatte bereits in Kursk dem Kaw ein Kurier die Nachricht von dem Rückzug Napoleons gebracht, der sich tatsächlich in der Richtung vollzog, die der Kaw vorher angegeben hatte. Der Kurier berichtete, daß die russischen Truppen die feindliche Armee auf dem Rückzug überfallen, sie von Kaluga nach Wjesma getrieben und ihr eine schwere Niederlage bereitet hätten. Am 19. Kislew — demselben Tage, an dem der Kaw aus der Gefangenschaft in St. Petersburg befreit worden war — erhielt er die Nachricht von der schweren Niederlage, welche die französische Armee auf ihrem Rückzug in Krasnoi erfahren hatte. Diese Schlacht hatte am 3. November stattgefunden. Der 19. Kislew jenes Jahres war am 23. November. Erwägt man, daß ein Kurier zwanzig Tage brauchte, um dem Kaw diese Nachricht zu überbringen, so erlangt man dadurch einen Begriff von der ungeheuren Entfernung, die der Kaw auf seiner Flucht bereits zurückgelegt hatte.

Als der Kaw gleichzeitig hörte, wie der Hunger, die Kälte und die ihr auf den Fersen folgenden Kosaken die große Armee vollständig aufzulösen im Begriffe waren, beschloß er, seine Flucht nicht weiter fortzusetzen. Jetzt wieder zurückzukehren, war bei der grimmigen Kälte

und der ungeheuren Entfernung nicht denkbar. Er beschloß, die wärmere Jahreszeit abzuwarten und schickte seinen Sohn nach dem nicht sehr entfernten Krementschuk, um dort eine Wohnung zu mieten.

Aber die fortwährenden körperlichen und seelischen Aufregungen hatten dem greisen Dulder schwerer zugesetzt als er sich selbst zugestehen wollte. Jetzt, wo er den Feind geschlagen und sich selbst mit den Seinen in Sicherheit wußte, jetzt erst machte seine so widerstandsfähige Natur, die so lange allen Unbilden des Kriegs, des Klimas und der Flucht getrozt hatte, ihre Rechte geltend. Der Raw verfiel in eine schwere Krankheit, von der er sich nicht mehr erholen sollte.

XXIX.

Wunderbar wie sein Leben, war auch der Tod des Raw. In den fünf Tagen seiner Krankheit standen die Rippen nicht still. Unablässig, Tag und Nacht, mitten in den Beschwerden seiner Krankheit, wiederholte er aus dem Gedächtnis sein ganzes Thorawissen. Zwei Tage vor seinem Tod rief er seinen Enkel Rabbi Mendel — Verfasser des Werkes *Jemach Zedek* — ans Bett und fragte ihn, ob er den Balken an der Zimmerdecke sehe. Betroffen über diese eigentümliche Frage blickte der Gefragte dem Großvater schweigend in die leuchtenden Augen, worauf dieser fortfuhr:

„Ich sehe ihn nicht mehr, ich schaue über-

haupt nichts anderes mehr, als das geistige Leben, das in allem Wesen waltet, die göttliche Kraft, die alles belebt und ins Dasein ruft. —“

Bis zum letzten Augenblick hatte sein Geist die ungetrübte Klarheit bewahrt, die ihn zeit-
lebens auszeichnete. Als der fünfte Tag seiner Krankheit — es war am Schabbos — eben zur Neige gegangen war, verrichtete er das Abend-
gebet bei vollem Bewußtsein und mit wunder-
bar ergreifender Innigkeit, als habe er bereits den Anschluß an Gott gefunden, den ihm der Tod brachte. Dann rief er seine Kinder und Enkel, sodaß alle sein Bett umstanden, und richtete an sie die folgenden Worte, welche die Pietät der Familie noch bis zum heutigen Tage treu bewahrt hat:

„Meine Kinder! In wenigen Augen-
blicken trete ich den Weg an, von dem es keine Rückkehr gibt. Laßt Euch nicht durch den Gedanken berücken: „Es wird uns einst gut gehen, auch wenn wir düsterhaften Sinnes durchs Leben wandeln, denn unser Vater wird uns seinen Schutz angedeihen lassen und uns zum bewährten Fürsprecher vor Gott werden.“

Wollt dergleichen Gedanken keinen Raum geben und Euch nicht in solch trügerische Hoffnung wiegen. Wisset vielmehr, daß die Toten keinerlei Kenntnis haben von allem, was in dieser niederen Welt geschieht. Wenn die göttliche Seele, die ja immer nach der Höhe geschmachtet hat, sich vom

Körper trennt und ihre irdische Hülle verläßt, um den Anschluß mit Gott, der Quelle und Wurzel alles Lebens zu gewinnen dann hat jede Verbindung zwischen ihr und der irdischen Welt aufgehört und jedes Band zwischen beiden ist gelöst.

Ihr könnt dies daraus ersehen: Wüßten die Toten irgend etwas von dem, was hier auf Erden geschieht, so würden sie ohne Zweifel sich über viele Dinge ereifern, die ihnen bei Lebzeiten ein Herzeleid waren. Unsere in Gott ruhenden Stammväter würden dann gewiß nicht zulassen, daß über der Höhle Machpela, diesem heiligen, Ehrfurcht gebietenden Orte, sich eine islamitische Kultusstätte erhebt.

Deshalb, Kinder, müßt Ihr die nötige Festigkeit gewinnen und selber für Euer Seelenheil sorgen. Geht den von Gott gewiesenen Weg, den Weg der Thora und der jüdischen Pflicht, weicht davon, weder rechts noch links, dann werdet Ihr Gelingen haben in allem, was Ihr tut, dann wird Euch Gott vor Allem Schlimmen schützen und es Euch alle Tage gut gehen lassen."

Wie widerspricht doch diese Gesinnung dem abgöttischen Personenkultus, den man vielfach dem Chassidismus zum Vorwurf gemacht hat! Mögen solche Auswüchse auch vorgekommen sein und noch heute sich geltend machen, so sind es eben Auswüchse, die dem Geiste, dem eigentlichen

Wesen des Chassidismus fern und fremd sind. Und diese Auslassungen bekunden nicht nur diese leztwilligen Aeußerungen, sie beruhen auch nicht auf der großen Bescheidenheit des Raw, er hat sie zeitlebens sich und andern gegenüber bei jeder Gelegenheit mit allem Nachdruck betont. Als Rabbi Schelomo von Karlin sich in Inshinkowitz als Rabbi niederlassen wollte und dazu die Zustimmung des Raw erbeten hatte, knüpfte sie dieser an die Bedingung, daß er niemals die Ansicht vertreten dürfe: „Der Zaddik (Gerechte) hat die Schafe zu tragen,“ d. h. er trage die Verantwortung für die geistigen und irdischen Anliegen seines Kreises. „Das Gegenteil,“ fügte er hinzu, „ist der Fall. Man muß seiner Umgebung das Bewußtsein von der Verantwortlichkeit beibringen, die jeder selber für sich und sein seelisches Wohl und Wehe hat, damit jeder darauf bedacht ist, selber seine Pflicht zu erfüllen, gute Taten zu vollbringen und sich nicht auf Menschen von Fleisch und Blut zu verlassen. Die Worte Hillels müßten unverlöschlich in den Herzen aller eingegraben sein: „Wenn nicht ich für mich Sorge, wer sollte es denn für mich tun!“

Nach diesen an seine Familie gerichteten Worten erhob sich der Raw, setzte sich aufrecht in seinem Bette nieder, ließ sich Feder und Tinte geben und schrieb mit zitternden Händen einige ermahnende Zeilen nieder, die uns ebenfalls noch erhalten sind.

Dann legte er die Feder aus der Hand und

sah mit heiterem Lächeln noch einige Minuten dem Scheiden der Seele in ihr besseres Heim entgegen. Keine Spur eines Todeskampfes — es war, als ob der Herr über Leben und Tod die reine Seele hinweggeführt hätte. Der Seelenfrieden, mit dem er aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit übergegangen war, ruhte noch als heiteres, abgeklärtes Lächeln auf den Gesichtszügen der entseelten irdischen Hülle. Es war am 24. Tewes des Jahres 5573 (27. Dezember 1812).

Fern von der Heimat begruben ihn seine Angehörigen in Hadiacz am Flusse Psol, einer Stadt von etwa 10,000 Einwohnern, in der Nähe von Poltawa, achtzig Werst von Baianie entfernt. Der nichtjüdische Besitzer des Hauses zu Baianie, in welchem der Raw der Krankheit verfiel und den Geist aushauchte, hatte sofort erkannt, daß sein Gast ein ungewöhnlich hervorragender Mann war und behandelte ihn und alle Familienangehörigen mit großer Zubor- kommenheit und Ehrerbietung. Er räumte dem Raw ein besonderes Zimmer ein und behandelte auch noch nach dem Tode des Raw dieses mit verehrungsvoller Auszeichnung. Er schloß es ab und ließ es von niemanden betreten, außer von jüdischen Fremden, die zu dem Zweck zugereist kamen, um die Stätte, an welcher der Raw die letzten Tage seines Lebens verbracht hatte, auf- zusuchen. Auch die Nachkommen des Hausbe- sitzers behandeln auf Grund väterlicher letzt- williger Bestimmung noch bis zum heutigen Tage diesen Raum wie eine geheiligte Stätte.

An dieser Verehrung eines schlichten, nicht-jüdischen Landmannes hat man einen Maßstab für das namenlose Weh, welches der unerwartete Tod dieses Großen über die nach Hunderttausenden zählenden Verwandten, Freunden, Schüler, Verehrer und Bekannten gebracht hat. Ueberall, wohin die Trauerbotschaft gedrungen war, wurden große Trauerkundgebungen veranstaltet, die dem Schmerz der Gesamtheit herbedten Ausdruck geben. Noch heute strömen Tausende von Verehrern alljährlich zu dem Grabe dieses Großen in Israel, um dort ihr Gebet zu verrichten. Sein Grabstein trägt die Inschrift:

פה נננו ארון הקודש
 הרב הג' האלקי, חסיד ועניו
 קדוש וטהור, ראש גולת אריאל
 כתר תורה, מעין החכמה
 צדקת ה' עשה ומשפטיו עם ישראל
 ורבים השיב מעון
 אדמו"ר שניאור זלמן במהור"ר ברוך נ"ע
 נכסף אל קדשו, ושבה אל ה' נפשו
 ביום ראשון בשבת כ"ד, לחדש טבת
 שנת התקע"ג ליצירה.

Er hinterließ sechs Kinder (drei Söhne und drei Töchter), alle würdige Nachkommen ihres großen Vaters. Das Gedächtnis des Raw lebt durch zahlreiche hinterlassene Schriften fort, die alle den genialen Meister der Thora, eine ungewöhnliche Gottesfurcht und eine glühende Menschenliebe bekunden. Sie sind in zahlreichen

Auflagen erschienen und bestätigen durch die werbende Kraft, die sie noch heute auf die Massen ausüben, den Erfahrungssatz der Weisen, nach welchem die Zaddikim (Gerechten) im Tode noch größer sind als sie im Leben waren. Der Kato zählt zu diesen Idealgestalten, deren gesegneter Einfluß weit über die Zeitspanne ihres irdischen Daseins hinausragt, deren Namen daher nicht über die jüdischen Lippen geht, ohne des Segens zu gedenken, mit dem sie weit über diese Zeitlichkeit hinaus in die Ewigkeit reichen.

E n d e.



Berichtigung.

Auf Seite 1, zweite Zeile, muß es Weißrußland, statt Westrußland heißen.